

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben
von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

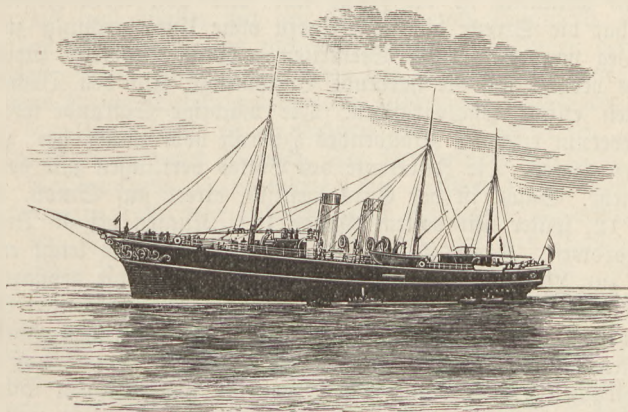
XX. Jahrgang.

Heft 1.

October 1897.

Zwei Fahrten in das Mittelmeer in den Jahren 1895 und 1897 auf den kaiserl. russischen Yachten „Polarstern“ und „Sarniza“.

Von Dr. G. Radde, Director des kaukasischen Museums und der öffentlichen Bibliothek
in Tiflis.



Die kaiserliche Yacht „Polarstern“.

Der Director des kaukasischen Museums Dr. G. Radde in Tiflis, wohlbekannt durch seine Arbeiten über Ost-Sibirien und den Kaukasus, hat 1890 bis 1891 weite Reisen in die asiatischen Tropen gemacht und darüber in zwei Prachtbänden in russischer Sprache berichtet. In deutschen Originaltexte erschienenen Bruchstücke dieser Reisebeschreibung in verschiedenen geographischen Zeitschriften. Damals begleitete Radde auf der Yacht „Tamara“ die Großfürsten Alexander und Sergei-Michailowitsch.

In den Jahren 1895 und 1897 hatte er das Glück auf den kaiserl. Yachten „Polarstern“ und „Sarniza“ (d. h. Wetterleuchten) die Reisen an die nordafrikanische Küste mit Sr. kaiserl. Hoheit dem Thronfolger von Rußland machen zu dürfen. Auch über diese Reisen verfaßte Radde schon während der

Fahrt Berichte, die er uns theilweise zur Disposition stellte. In einer Reihe von illustrierten Artikeln wollen wir über diese Mittelmeerfahrten Mittheilung machen. Wir combiniren aus den Berichten, alles zu geben verbietet uns Raummangel. Die Route der ersten Reise führte über Corfu nach Algier und über Athen zurück, die der zweiten berührte Catania, Tunis, Algier und kehrte via Palermo heim.¹

Die Redaction.

I. Von Batum über Corfu nach Algier.

Wir haben Batum 12 Uhr 40 Minuten des 22. Februar (6. März) 1895 erreicht. Sein Hafen ist belebt. Zwei Riesendampfer pumpen soeben ihre Photogenfracht für den fernen ostasiatischen Transport in die Cisternen. Im Verlaufe von 36 Stunden werden 6000 Tonnen geladen, der Dampfer ist reisefertig. Etliche dreißig Schiffe liegen im geschützten inneren Bassin. An den hohen, massiven Kerofincisternen geht es vorbei, man wendet der Bucht entlang, gegen Norden und gelangt zum Bollwerk der Schwarzenmeer-Compagnie, wo die kaiserl. Yacht „Polarstern“ unter Vollampf und dem Breitimpel des Casarewitsch harrt. Unabsehbare Volksmasse empfängt ihn mit donnerndem Hurrah. Kopf an Kopf drängt sich die Menschenmenge immer mehr zusammen. Durch die mit immergrünem Laubwerk geschmückten und besflaggten Hallen gelangt man zur Anlegebrücke und besteigt die großherrliche Yacht. Die Einnahme der mitgeführten Baggage an Bord und die letzten Formalitäten erfordern nur wenig Zeit. Schon um 2 Uhr 40 Minuten ist die Yacht klar und von ihren Fesseln am Lande befreit. Sie hat die Strecke bis nach Corfu ohne Unterbrechung zu durchlaufen und einen Weg von circa 1300 Seemeilen = 2000 Kilometer zurückzulegen.

Lautlos verhält sich die harrende Volksmenge. Auf den Dächern des Zollamtes arbeiten etliche Photographen. Die mächtige Schraube setzt sich in Bewegung. Wiederum erschallt betäubendes Hurrah vom Lande her. Langsam verlassen wir den Hafen. Die Jubelrufe des Volkes verklingen mit der Entfernung mehr und mehr. Schon ist der Kurs westlich, direct auf Sinop, eingeschlagen. Wir machen 12, später mit vollem Gange 14½ Knoten bei 65 Drehungen und schwachem Nordwest. Kaum ist die Oberfläche des Meeres leicht erregt. Landwärts, uns zur Linken, steigt direct aus dem Pontus die großartige Gebirgslandschaft Abshariens und Kajistans auf bis zum schneegekrönten Rande Hocharmeniens, dessen wenig gestörte Linien den hohen südlichen Horizont bilden. Uns im Rücken heben sich die Contouren der kaspischen Lande nur noch schwach vom hochgebirgigen Hintergrunde ab. Dort die fortlaufenden Schneefelder der Suanischen Alpen; bald haben wir sie aus Sicht verloren. Nur noch hie und da angedeutet in matten weißen Farbentönen erfaßt das Auge einzelne Gipfel.

Giltiger durchschneidet die Yacht die ruhigen Fluten des Pontus. In unmittelbarer Nähe von ihr tummeln sich gruppenweise Meeresschweine im spiegelnden Wasser, oft stürzen sie kopfüber in die Tiefe, einige graue Wöden (*L. canus*) folgen dem Kielwasser.

¹ Die kaiserl. Yacht „Polarstern“ ist ein großes Schiff von 3750 Tonnen Wasser- verdrängung mit einer Besatzung von 15 Officieren, 1 Doctor, 1 Priester, 3 Beamten und 360 Mann Commando. In ihrer Ausstattung ist sie bei großer Einfachheit doch elegant. Es wurden nämlich zu ihrem inneren Schmucke vornehmlich die besten Holzarten Rußlands verwendet, deren Maserzeichnung das Vollendetste darbietet, was man sich denken kann. Es liegt da ein Material für dendrologische Studien vor. Dagegen ist die Yacht „Sarnitza“ nur ein kleines Schiff von circa 600 Tonnen Gehalt und 40 Mann Besatzung. Die Wohnräume auf Vorderdeck sind ebenfalls prunklos, aber der Speisesaal und namentlich der Salon, welche die ganze Breite der Yacht einnehmen, bieten höchst elegante Räume.

Auch am 23. Februar (7. März) war das Wetter günstig. Zwar lagerten schon mit dem Anbruch des Tages zerstreute Nebel auf dem kaum athmenden Meere, aber erst von 9 bis 12 Uhr wurden sie so dicht und stark, daß der Gang der Nacht verringert werden und die Sirenen-Pfeife ihre laut schreienden Warnungsrufe von Zeit zu Zeit abgeben mußte. Die Schatten dieser schwebenden Nebel ließen die davon gedeckten Wasserflächen fast schwarz erscheinen und auch da, wo sie fehlten, hatte das Meer heute bei dem beständig maskirten Tageslicht nur eine schmutzige dunkel-graublaue Farbe. Um 3 Uhr nachmittags passiren wir die Höhe von Sinop und befinden uns dem Cap so nahe, daß mit bewaffnetem Auge die gröberer Details der Uferlandschaft erkennbar sind. Der Kurs wird etwas mehr südlich genommen, auf dem Meere lasten immer noch schwere Nebel, aber sie sind strichweise schon zerrissen. Eiligen Laufes geht es an Cap Korembe vorbei und nun bei noch etwas mehr südlichem Kurse direct zum nördlichen Schlunde des Bosporus, in den wir nach ruhiger Nacht am 24. Februar (8. März) 8 Uhr 40 Minuten früh eintreten. Es war kalt (4° C. unter Wind) und windig, trüber Himmel allseitig. Die unbeschreiblichen Reize der beiderseitigen Bosporusbilder gingen heute zum größten Theile verloren, es fehlte an jener packenden Beleuchtung, an jener Lichtfülle, die das Colorit des Ganzen bestimmt und die bedeutungsvolleren Einzelheiten besser hervortreten läßt. Zwar war auch heute das Auge beständig beschäftigt, es folgte den Buchten von Bujukdere und Terapia, es ruhte auf den breiten Schirmen der Pinien und den dunklen Cypressen, welche die Randhöhen einzelner Caps krönen, es beschäftigte sich auf dem Wasser mit den Seglern und Dampfern, die ein- und ausliefen, mit den Makrelenanglern und den wandernden Flügen der Tauchenten und Kronschneppen (Num. phaeopus). Aber das Wasser hatte heute eine düstere Dintensfarbe, seine kurzen Wellen waren nicht silberweiß schaumgekrönt und den Scenerien an den Ufern fehlte es an Colorit und Farbenfrische. Um 11 Uhr passiren wir Constantinopel und Scutari. Der Breitwimpel des Cäsarewitsch wird niedergelassen. Raslos geht es vorwärts, wir machen $13\frac{1}{2}$ Knoten, es droht uns der Cholera wegen, falls wir anhalten, eine elstägige Quarantaine. Tief von dem Inneren der Stambulbucht wälzt sich uns aus den Schloten zahlloser Dampfer der lästige Rauch schlechter New-Castlekohle entgegen. Alles liegt da schwarz verschleiert, selbst die Kuppel der hehren Sophia zeichnet sich unsicher in dem getrübbten Luftmeer.

Bald nun liegen die Prinzeninseln uns im Rücken. Die Ufer werden kahler, grauer, öder. Der Südwind ist zwar nicht stark, aber eisig kalt. Um 6 Uhr sind wir schon mitten im Marmarameer. Mit sinkender Sonne wird das Abendgebet unter Trommelschlag gehalten und die Flagge eingezogen. Bei frischerem Westwind treten wir abends 9 Uhr 15 Minuten aus den Dardanellen in das Aegäische Meer. Der Kurs wird direct süd-süd-westlich auf Subbas Spitze gehalten. Mit Anbruch des 25. Februar (9. März) wiegt die Nacht, die Wogen gehen höher in west-östlicher Richtung. Erst mit dem Eintritte in den Dorocanal beruhigt sich das Meer. Die Fahrt wird angenehm, wo wir, zur Südspitze Moreas strebend, an Eilanden vorbei passiren, oder der Küste ansichtig werden und sich dem Auge kahle, gelbgraue Felsen (Kalk) präsentiren, deren Fuß überall von aufschlagender Brandung heller, fast weiß gewaschen wurde. Ihre Gipfel deckt kein Rasen, ihre Fronten sind durchfurcht und zerrissen vom abströmenden Regen, es rauscht da keine Quelle, kein schattiger Hain ladet uns zur Rast. Wenig Leben herrscht auf diesen öden Gebieten, so belehrt uns das Fernrohr. Hier und da etwas Cultur, hier und da eine dürftig grüne Fläche, oder spärlich

vertheilte Olivenbäume. Dagegen ist das Meer gut belebt, liegt hier doch auf ihm die große Straße von West- und Süd-Europa nach Constantinopel und dem Pontus, welche Straße sich südwärts mit dem syrischen Zweige der asiatischen Suezverbindung vereinigt. Wir überholen manchen großen Dampfer. Wir erfreuen uns an Dreimastern unter strammen Vollsegeln und oftmals jagen die kleinen Felugen mit ihren hohen Spitzsegeln fest und behende durch das aufgeregte Kielwasser der Yacht.

Die letzte Strecke bis Cap Malia auf der Südspitze Lakoniens wird am Abend des 25. Februar (9. März) bei direct südlichem Cours durchleitet. Der Wind frisch auf. Vereintamt steht hier das Leuchfeuer am jähe einstürzenden, gelbgrauen Felsenufer. Wir steuern direct westlich; das Meer ist unruhig. Die Sonne ging unter. Noch gestattete das Dämmerungslicht einen Einblick in den geräumigen Golf von Marathonisi. Dann kommt Cap Matapan, berüchtigt durch seine Stürme, in Sicht, sein Feuer leuchtet hell. An der Westseite Moreas wird die Richtung gegen West-Nord-West auf Sapienza und dann fast nördlich auf Rante genommen. Im Golfe von Arkadien, den wir durchschneiden, beruhigt sich das Meer. Das Ostufer der Insel, dem wir am Sonntag den 26. Februar (10. März) 7 Uhr früh entlang fahren, macht zwar immer noch den Eindruck einer dürftigen Felsenatur, doch bemerkt man schon kleine Wäldchen in den erweiterten Thalmündungen und die Insel steht bekanntlich ihres Weines und der Apfelsinen wegen in gutem Rufe. Auch soll sie die „blumenreichste“ aller jonischen Inseln sein.

Nicht viel vortheilhafter stellt sich das Eiland von Kephalonien dar. Wir fahren seinem Ostufer entlang. Immer wieder diese fahlen, blassen Kaltgebirge, die in der Centralfette dieser Insel doch schon bis über 1500 Meter Höhe heranstreben und wie glatt abgewaschen erscheinen. An manchen Stellen sind sie dunkelgelb gefärbt, eisenhaltig. Immer wieder diese zahllosen Gurrisse, trockene Wassergerinne, oben blinkt hier und da noch etwas Schnee. An den Gehängen mögen dürftiger Palurus, Rhus und auch wohl *Carpinus duinensis* kleinere Buschgruppen bilden, so darf man wenigstens nach Besichtigung mit dem Fernglas urtheilen. Links hin schauen wir tief in den Busen von Samos, dort eine größere Ansiedelung. Schön dunkelblau ist heute das Wasser, der Nordwind wurde schwächer, aber noch tragen die kurzen Wellen ihre Schaumkappen. Rechts hin und etwas nordwärts gekehrt, folgt das Auge der fernen und hohen Horizontallinie des Festlandes, es leuchten von dort die Schneemäntel des Pindusgebirges zu uns herab.

Im schmalen Canal von Biskaro, welcher Ithaka, ruhreichen Nudentens, von Kephalonien trennt, kommen wir auf ruhiger See rasch vorwärts. Es ist 9¹/₂ Uhr. Auf einer Halde unweit vom Ufer steht da ein weißgetünchtes Haus, zweistöckig, anspruchslos in seinem Aeußeren, umgeben von alten Olivenbäumen. Das ist alles, was uns gegenwärtig die Insel darbot. Um so ergiebiger konnte beim Anblicke dieser Einsamkeit die Phantasie schaffen. Sie versenkte sich in die Märchenwelt der altgriechischen Heldenzeit und weilte gerne ein paar Augenblicke am Herde Penelopes.

Nummehr steuern wir direct nördlich. Getrennte Cumuliwolken wandern mit kaltem Nordwind langsam uns entgegen. Ich notire um Mittagszeit nur 11°. Ab und zu ein Sonnenblick. An der Westseite von Leukadia (Santa Maura) geht es vorbei. Großartig wird das Panorama gegen Norden. Albanien's Gebirge thronen am fernen Horizont, in reinem Weiß schimmern da die Schneefelder. Wir ändern den Cours in Nordwest. Bald kommt Asprocavo (Capo

Bianco), die Südspitze Corfus, in Sicht. Seine graugelben Pliocänfalte fallen schräge in das Meer nach Süd-Ost ein. Am Cap Leukino geht es vorbei. Lieblicher werden die Landschaftsbilder der Küste entlang zu Füßen der niedrigen Uferfette. Vom hellen Grün der Wiesenflächen heben sich in matterer Färbung, aber tonangebend, die Olivenhaine ab. Ernste, dunkle Cypressen streben überall hervor und an manchen Stellen strotzt in frischem Triebe das kräftige Colorit immergrüner Gebüsch in derben Flecken. Schon schaut Gasturi, hoch am Abhange gelegen, das Schloß der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, weit in die Ferne. Tief schneidet in flacher Sackform die Lagune Kalichiopulo ins Flachland. Die beiden stumpfen Köpfe der östlichen Festung stehen nun vor uns. Es ist 4³/₄ Uhr nachmittags. Die Salutschiffe krachen vom Lande, 27 werden abgegeben. Die Nacht erwidert sie in gleicher Zahl. Die Ankerketten rollen. Angesichts der Stadt und der sie beiderseits flankirenden Forts ruht der „Polarstern“ von seiner diesjährigen ersten Fahrt aus. Er hat von Batum im Verlaufe von 100 Stunden 1290 Seemeilen, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 12,9 Knoten pro Stunde und mit Verbrauch von 20.000 Pud Kohlen zurückgelegt. Der Gesundheitszustand auf ihm ist befriedigend.

Der Blick auf Corfu¹ vom Meere aus, wo die Nacht in mehr als Kilometer Entfernung vom Lande bei 15 Faden Tiefe ankerte und in Nordost gedeckt wurde durch die kleine Insel Bido — dieser Blick ist ebenso ansprechend als eigenthümlich. Im Vordergrund des Bildes flankiren ost- und westwärts die Forts der beiden Hauptbefestigungen den vornehmen Stadttheil. Jene westlichen (Fortezza nuova, Fortezza Abramo) sind umfangreicher, flacher und stürzen ohne breitere Esplanaden in hohen Steilwänden ab. Zu ihren Füßen, dem Meere zugekehrt, reges Leben, Handel und Wandel auf den Bazaren und in den nächsten engen Straßen die Kleinindustrie der Stadt. Malerischer ist die östliche Festung (Fortezza vecchia), deren Fuß mit dem Cap Sidero senkrecht in das Meer abfällt und in welcher zwei stumpfe, escarpirte Massive die dominirenden Höhen bilden. Auch diese sind allseitig fast senkrecht, zum Theile auf den steinernen Stirnen von ausdauerndem Grün bedeckt. Vom Flaggstock auf dem Kopfe der höheren weht die griechische, königliche Standarte. Nicht weit davon ist das Leuchttower im Thurme. Die Einsattelung zwischen den beiden Höhen ist reichlich mit Cypressen bestanden, dazwischen bemerkt man auch winterfaulen Baumwuchs. Tiefer abwärts lang ausgezogene Kasernenbauten bis fast zum Rande der lothrechten Uferwand und dem Cap näher die Batterien auf frischgrüner Esplanade. Alles das steht auf festem Jurakalkstein, der ein ebenso vorzügliches Baumaterial, als auch die Grundlage zu den vortrefflichen Straßen darbietet.

Wenn man die Fronten der Gebäude, welche zwischen den beiden Befestigungen dem Meere zugekehrt sind, anblickt, so sieht man zwar die typischen, keineswegs aber die schönsten Häuser der Stadt. Es sind das nämlich meistens vielstöckige Speculationsbauten, von äußerlich abschreckender architektonischer Armuth, ja sogar bar jeden Ornamentes. Sie sind, so scheint es, ausschließlich darauf berechnet, daß zur Saisonzeit sich die vielen Ränne mit reichen Engländern und Amerikanern füllen, deren Börsen wohl die Hauptquellen des Wohlstandes von Corfu bilden. Ein anderer Charakter dieser Hauskörper, die 5 und 6 Stagen hoch sind und deren kleine Fenster jetzt durch Jalousien verschlossen waren, besteht darin, daß die meisten gesondert, wenn auch alle in einer Haupt-

¹ Wer über Corfu eingehendere Studien machen will, dem ist als bestes Werk aus neuester Zeit zu empfehlen: J. Partsch, Die Insel Corfu. Eine geographische Monographie. Gotha, Justus Perthes. Ergänzungsheft Nr. 88 zu Dr. A. Petermann's geographischen Mittheilungen.

front stehen. Ganz schmale Gassen trennen die einzelnen Bauten, die vis-à-vis ihrer Bewohner können sich aus den seitlichen Fenstern ganz gemüthlich unterhalten. Viele dieser Gäßchen sind nur für Fußgänger passabel, alle wurden mit großen Fliesen sehr gut gepflastert und in diesem Theile der Stadt hat man sich über Unsauberkeit nicht zu beklagen.

Bevor wir mit dem geehrten Leser einen Spaziergang durch die Stadt machen, muß ich doch einige Worte über das Gesamtpanorama, welches wir auf der Rhede vor uns haben, sagen. Dieses ist in der That großartig schön. Die Meeresfläche sei spiegelglatt und lasurblau, unser prächtiges Schiff ruht bewegungslos, an Bord ist alles still, das Commando ist bei dem Mittagmahle. 27° C. zeigt das Thermometer in der Sonne, 14° C. im Schatten. Am duftig blauen Himmel im Zenith schwebt kein Gewölk. Nach Westen gekehrt, weit hinter der Stadt, stehen am Horizont die Fronten der höheren Ufergebirge. Ihre Contouren sind ruhig, verlaufen in gehobenen Rückenformen, fallen sanft ein, neigen sich in die Ebene. Nur theilweise bilden sie den äußersten festen Rahmen der lieblichen Landschaft, ein weiches Blaugrau, zur Basis abdunkelnd, colorirt sie. Von da gegen Norden und Osten umziehen die Höhen in wachsender Zunahme den Golf von Corfu. Fast scheint es, daß sie mit dem allmählich gesenkten östlichen Ende das Festland erreichen. Man sieht da die enge Durchfahrt im Nordcanal von unserem Standpunkte nicht. In ihren centralen Culminationshöhen wachsen sie auf dem Kreideplateau von Pantokrator bis zu 900 Meter Meereshöhe (Kloster 914 Meter) heran. Und nun, ganz ostwärts gewendet, lagern zunächst die Uferketten von Spirus in klaren Unrissen vor uns. Südöstlich ziehen sie sich hin, immer schwächer wird ihre Zeichnung, sie verschwinden mit zunehmender Ferne in duftig grauen Farbentönen. Aber hinter ihnen, landeinwärts und namentlich mehr und mehr gegen Nordost wachsen Albaniens Hochjoch in der Hauptrichtung Nordwest-Südost heran. Noch hüllt gleichmäßige Schneedecke alle ihre Gipfel ein, die zwischen den Höhen von 2000 bis 3000 Meter schwanken. Von dort her staut sich auch heute das Massengewölk in seinen abgerundeten Kugelformen schon mächtig an. Noch lacht die Sonne über uns und die Fluten im Golfe von Corfu schweigen. Aber schon decken die Schatten jener Wolken streckenweise das vorlagernde Gebirge und malen auf ihm schwarze, langsam fortwandernde Flecken. Nach wenigen Stunden rücken die Cumuli heran. Unheimlicher Stille folgt der erste Windstoß. Es wird laut. Schon braust es heran, scharf weht es über dem Meeresspiegel dahin. Bleischwer, fast schwarz, stehen die Wolken im Norden und Osten, nur hoch oben an den Rändern hellen ihre abgerundeten Kanten grell, fast blendend, auf. Das Gewitter kommt. Dem ersten Blitz- und Donnerschlag folgt bald ein Platzregen. Nichts sieht man rundherum, im Striche schießen vor dem Winde, schräge fallend, die großen Tropfen herab und schlagen prasselnd auf Deck und Wasserfläche. — Das Wetter tobt sich aus.

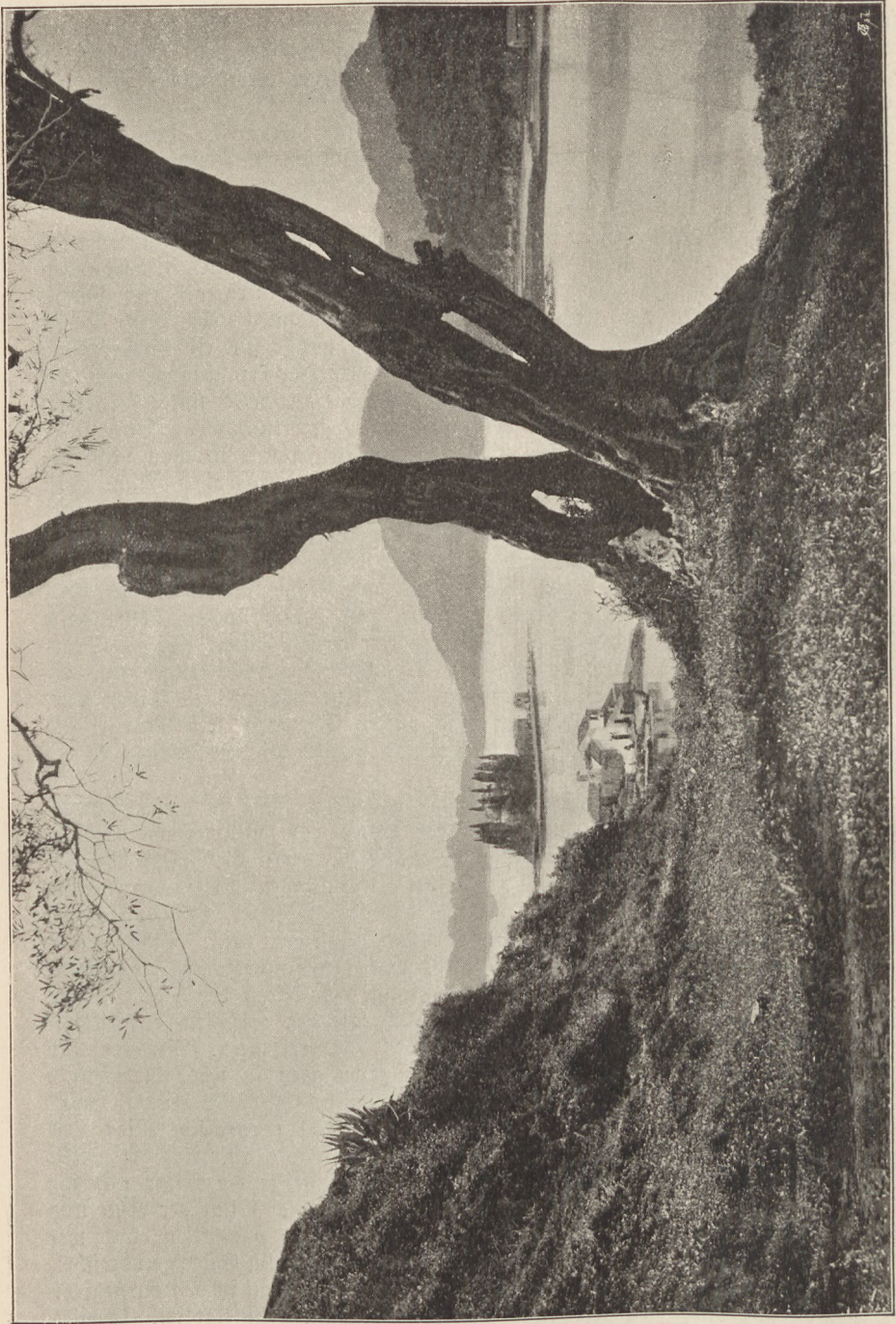
Schon neigt die Sonne sich tiefer. Klar und mild wird die Luft. Albaniens Schnee vergoldet sich ein wenig und Corfus Kalkgebirge fangen an zu glühen. Unser Blick ist nach Süden und Westen gerichtet. Aber diesmal nicht vom Hochdeck der Nacht, sondern von der südlichen Caphöhe Korthras, jener reizenden Halbinsel, deren äußerer Rand dem Meere entlang hochhügelig geformt ist und schön bepflanzt wurde, während der innere sich zur geräumigen Lagune von Kalichiopulo verflacht. Welch ein entzückendes landschaftliches Bild! Unmittelbar vor uns in der Tiefe die kleine Insel Pontikonisi mit ihrem dunklen Cypressenhain. Wellig, in sanften Linien steigt jenseits der Lagune das Terrain an und findet erst fernerhin im steil abfallenden Agi-Deka (567 Meter) den

centralen Höhenpunkt. Ihn zu Füßen, nahe dem Meere auf hoher Terrasse, unweit vom Dörfchen Gasturi gelegen, das Schloß der Kaiserin Elisabeth in romantischer Einsamkeit mitten im üppigen Grün wilder mediterraneer und subtropischer, gepflanzter Vegetation, mit den herrlichsten Aussichten auf das unendliche Meer, welches durch blendend weiße Segel reich belebt ist. Dann wieder weilt das Auge auf den Gefilden friedlicher Culturstätten im Tieflande, auf den in der Farbe grau abgetönten Olivenhainen der Anberge und schaut über Corfu, die Stadt, hinweg zum Nordende der Insel.

Bis zur Ankunft Ihrer Majestät der Königin von Griechenland hatten wir Zeit genug, ebenso wohl die Stadt, als auch ihre nächsten Umgebungen zu besuchen. Man landet, um auf den Bazar zu kommen, in einer flachen Bucht, auf deren Molenende das kleine Wacht haus des Zollamtes steht. Viele Boote liegen da bei der bequemeren, steinernen Treppe, an welche sich ein offener Platz schließt. Durch einen schmalen Gang zwischen zwei Häusern gelangt man auf den Marktplatz. In geräumiger, hoher und lustiger Kaufhalle unter Glasdach werden Gemüse, Fische und Fleisch von früh bis spät feilgeboten. Das Meer spendet beständig seine Reichthümer und hier wie in Italien ist man nicht besonders wählerisch in der Benützung derselben für den alltäglichen Tisch. Fast alles wird gegessen. Stachelige Seeigel, große, dunkle Sepien, Octopus, verschiedene Bivalven, auch die dünnschalige, langausgezogene Pinna, Cardien, Landschnecken und sogar Patella bringt man in großen Körben zu Markt. Austern sah ich nicht. Auf Marmortischen liegen die verschiedenen Fische sortirt. Belone, Almutter, kleine Haie, die man enthäutet verkauft, auch platte Rochen, schwachste Kephallen, Solea, Mullus und Trigla. Aber auch werthlose Fische, häßliche Scorpana, Uranoscopus und ganze Haufen von Crenilabern werden feilgeboten. Es fiel mir jedoch auf, daß weder ein Hummer, noch eine Languste zu finden war, während an dornigen, großen Krabben und zarten Crevetten kein Mangel sich kund that. Man behandelt die Waare sauber und gerade bei den Fischern ist der Bazar am lautesten.

Mustert man die Gemüesflucht, so wird das Auge schon in dieser Jahreszeit, Anfang März, angenehm durch die festen Köpfe vom Blumenkohl berührt. Von ihm giebt es hier eine dunkle, violette Varietät, deren Geschmack dem gewöhnlichen, hellgelben gleichkommt. Auch junge Artischofen hatte man bereits gefördert und an diversen Zwiebeln, Porrey war kein Mangel. Namentlich fiel ein Allium (Zwiebel) mit länglich keulenförmigen Zwiebeln auf. Vom Salat will ich lieber nicht sprechen, das Dargebotene war kaum mittelmäßig, eingedenk der vorzüglichen Waare, welche die Franzosen an den Ufern des Mittelmeeres liefern. Sehr gut besetzt ist dieser Bazar auch mit den verschiedenen Citrusfrüchten, den Apfelsinen und Mandarinen, den Pampelmusen, Citrouen und Pomeranzen. Dagegen traten die nordischen Obstarten ganz in den Hintergrund. Ueber den Fleischmarkt läßt sich nicht viel Gutes sagen. Es bleibt einmal wahr, daß da, wo die Natur den Delbaum gedeihen läßt, das europäische Rind und alles was von ihm kommt, nur von untergeordneter Güte ist. An die Stelle der nordischen Butter tritt das südliche Del, und je besser die Olive und ihr Del werden, um so schlechter werden das Rindfleisch, die Milch der Kuh und ihre Producte. Zucht und Pflege können da nur wenig nachhelfen, und wer durch Moskauer Fleisch verwöhnt wurde, läßt das Rostboeuf im Süden unberührt.

Von dem lauten Bazar führt eine schmale Straße bergan in den vornehmen Stadttheil. In ihr haben das Handwerk und der Kleinhandel sich etablirt. Es wird vornehmlich Waare für das Landvolf gemacht, namentlich Schuhzeug und



Corsica: Die Insel des Ulysses.
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

etliche unbedeutende Lederfachen. Von allem, was ich sah, darf nur das albanische Fußzeug als originell erwähnt werden. Das sind Schuhe aus Kohleder und grobem Saffian im türkischen Schnitte, aber vorne in stark gehobener Spitze auslaufend. Auf dieser befindet sich fest aufsitzend ein großer Quast aus gefärbter Wolle. Für die Männer werden diese Schuhe derb und ohne Stickereien auf der



Frauen von Corfu.

(Nach einer photographischen Aufnahme)

oberen Fläche angefertigt, sie haben einen ganz niedrigen Absatz, welcher sammt der Sohle dicht mit flachköpfigen Nägeln beschlagen wird. Solcher Scheibennägel zählt man auf jeder Sohle bis 150. Die ganze Arbeit ist roh und wenig dauerhaft, der Schuh plump. Besser im Material und ganz aus Saffian, auch zierlicher in der Form, ist der Frauenschuh, dessen Blattfläche gewöhnlich allerlei geschwungene Linienzeichnungen, in Goldfaden gestickt, zieren. Obenher kanten

ihn eine breite schwarze Fassung ein, zu der man Wachsteinwand benutzt, und der Spitzenquast ist bunt.

Eben in dieser engen Gasse bietet man in dürftigen Kramläden auch Stöcke zum Kaufen an, die insofern interessant sind, als sie vom Delbaum stammen. Die Arrestanten sollen ihre Griffe schnitzen und man findet darunter manche, deren Köpfe viel Geschmack und Kunstfertigkeit verrathen. Für 4 bis 10 Drachmen kauft man einen solchen sehr dauerhaften Stock. Pinienzapfen, ihrer Kerne wegen beliebt, und Oliven, sowie Funduknüsse findet man in denselben Kramläden.

Die Straße mündet zum Boulevard, der breit und offen sich dem Meeresufer entlang hindehnt und gegen Norden durch den königlichen Palast abgeschlossen wird, westwärts beherrscht ihn die Fortezza vecchia. Das Palais ist äußerlich ein schmuckloser Renaissancebau. Vor ihm ein Gärtchen mit einem recht alten Ceratoniaibaum und mancherlei kleidsamen Gebüsch neben centraler Fontaine. Scharlachroth blühte jetzt überall Antholyssa aethiopia und aus dem Rasengrün schauten die großen, gelben Blumen von Oxalis cernua hervor. Der nach Süden gestreckte Promenadenplatz machte mit seinen jungen Gartenanlagen einen um so dürftigeren Eindruck, als die ihn seitwärts einfassenden Meliabäume noch winterfahl waren und sich nur durch die hellgelbgrauen Beerenbunde vom vorigen Jahre erkennen ließen. In den Blumenbeeten sah man schon hie und da eine frühzeitige Iris, namentlich die reinweiße Form der florentinischen, welche ihrer großen Blumen wegen hier und auch in Algier sehr häufig cultivirt wird. Auch an der kugelig im Schnitte gehaltenen Anthemis arborescens erschlossen sich einzelne Blüthen, welche, wenn in voller Entwicklung, die Krone der holzigen Staude total bedecken. Zum Meere fällt die Anlage jäh ab. Das Gemäuer ist da oft ganz von Mesembryanthemum bedeckt, dessen dreikantige, fleischige Blätter die herabhängenden Triebe gedrängt besetzen und das zur Blüthezeit einen vorzüglichen Eindruck macht.

Gegen Süden neigt sich die Promenade allmählich und setzt sich der Bucht von Kasrades entlang in breiter Straße mit bequemem Quai bis zum Fuße der Halbinsel Korkyra fort. Beide, Straße und Quai, bauten die Engländer zur Zeit ihrer Schutzherrschaft. Gegenwärtig hatte das Meer an den niedrigsten Stellen den Quai unterwaschen und die schweren Fliesen durcheinander geworfen, so daß die Passage nicht mehr möglich war. Diese Strecke ist die beliebteste Promenade (Strada marina) der Corfuenser und jedem Fremden sehr zu empfehlen. Der Weg folgt weiterhin dem inneren Rande der Hügelkette. Rechts von ihm blickt man auf lachende Gärten, Wiesen, Feldculturen und den dunkelgrünen Binsenrand, dann auf die spiegelnde Wasserfläche der Lagune von Kalichtopulo. Jenseits derselben das sanft ansteigende Gebirge, dessen Fuß durch sein mattgraugrünes Colorit die vornehmliche Pflege des Delbaumes verräth. Links dagegen hebt sich das Terrain sofort zur wellig geformten Hügelreihe, die überall gut bestraucht, zum Theile bewaldet ist und wo sich eine Anzahl von Sommerhütten und Villen befinden.

Gleich bei dem Beginne dieses Höhenzuges steht mitten im Immergrün das königliche Sommerschlößchen Mon repos, ehemals der Sitz des englischen Residenten; ein Platz, der durch seinen Frieden und durch seine entzückende Aussicht auf das weite, blaue Meer unwillkürlich zum Naturgenusse und zu beschaulicher Reflexion einladet.

Dem erwähnten Gehänge entlang folgt man der Straße bis zum Steileap an der Südspitze Korkyras. Ueberall prangten reife Apfelsinen und Mandarinen an den Citrusbäumchen, schwer beladen waren sie damit; vielen hatte man die Ernte

bereits abgenommen, sie trugen schon wieder die Blütenknospen. In weit geringerer Zahl werden Citronen cultivirt. Dagegen wird der Anbau der japanischen Quitte (*Eriobothrya japonica*, Nestler) stark betrieben. Man sah zwischen dem dunklen, großen Blattwerk dieser eleganten Bäumchen schon die vielen Fruchtansätze in dichten Haufen gruppirt. Gereift an südlicher Sonne ist diese Quitte köstlich, aber nicht ungefährlich für den Magen. Sie will mit Vorsicht und mäßig genossen sein. Ausgedehnte Weinberge sah ich hier nicht, wohl aber jenseits der Bucht in der Ebene, durch welche die Straße gegen Südwest ins Gebirge führt. Hier auch mäßige Getreidesaaten im ersten Frühlingsgrün und sehr oft größere Plätze ausschließlich mit Schweinsbohnen besetzt, die jetzt schon blühten. Die Feigenbäume und Fuzubiers (*Ziziphus vulgaris*) befanden sich noch in Winterruhe, die letzteren erkannte man leicht an den knorrig aufgeschwollenen Knoten der Aeste. Auch die beiden eingewanderten, amerikanischen Fremdlinge der Mediterranflora, die Spuntien Cactus und Agave, befinden sich ganz wohl. Sie können sogar lästig werden. Der Feigencactus wurde durch die Spanier in Süd-Europa eingeführt und verwilderte an manchen Plätzen der Mittelmeerküste. Hier auf Corfu hat er noch nicht ganz die Wucht seines Wachsthumes entfalten können. Grundstämme von über Leibesdicke, wie sie Nord-Afrika gar nicht selten zeigt, dürfte man kaum finden. Als undurchdringliche, ja infolge der Bestachelung unnahbare lebende Hecke hat er großen Werth. An noch günstigeren, d. h. wärmeren und trockeneren Plätzen kommen auch die Früchte in Betracht, und in der stachellosen Varietät wird die Pflanze bei den Kabylen sogar zur geschätzten Futterpflanze. Man vergißt die Eindrücke der Vegetation Mittel-Europas ganz, wenn diese barocken, in scharfen Winkeln 4 bis 5 Meter hoch aufgebauten Spuntien in langen, dichten Reihen vor einem stehen, mit ihren abgerundeten, nach oben hin verbreiterten, zolldicken, fleischigen Gliedern. Sie haben eine matte, bläulich-grüne Farbe, lange Stachelgruppen besetzen ihre Oberfläche. Agave gedeiht weniger üppig und wird auch seltener zum Schutze der Felder verwendet. Ein drittes, fremdländisches Florenelement bietet uns auch schon auf Corfu die Dattelpalme. Aber ihre schweren Fruchtbündel kommen hierzulande nicht zur Reife und deshalb behandelt man sie nur als Schmuckpflanze. Sie erreicht aber doch ein hohes Alter und ist äußerst lebenszäh. Im Inneren eines Hofes in der Nähe von Corfu sah ich z. B. einen solchen alten Stamm von Leibesdicke, der in der unteren Hälfte gebrochen war und danieder lag. Man hatte den Nest seiner Wedelblätter zusammengebunden und er trieb aufs neue aus dem Kronengrunde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kastengeist in Amerika.

Von Dr. B. Münz.

Zur Zeit der Slaverei bestanden im Süden Amerikas vier streng voneinander getrennte Kasten. Zur ersten gehörten die reichen, aristokratisch angehauchten und gebildeten Pflanzer, welche damit prahlten, daß sie Nachkömmlinge europäischer Würdenträger seien, und deshalb auch stets einen Theil des Jahres in den Salons von Paris und London zubrachten. Zur zweiten gehörten die ungebildeten, rohen, auf ihren Reichthum pochenden Prozen. Zur dritten

zählten die früheren Sklaventreiber, welche durch Sparsamkeit in den Besitz einiger Neger gelangt waren und die Arbeitskraft derselben durch die scheußlichsten Mittel ausbeuteten. Die vierte Kaste bildeten die Neger selbst. Heute sind diese Kasten auf zwei zusammengeschmolzen; zur ersten gehören die Weißen und zur anderen die Schwarzen, und beide sind im großen und ganzen durch eine gewaltige Klust voneinander getrennt.

In der Bundeshauptstadt Washington hat der Neger Zutritt zu allen Hotels, Theatern und Kirchen. Reist er jedoch 100 englische Meilen weiter nach dem Süden, so hört diese Gleichberechtigung auf, und er muß sich, wenn er seinen Hunger und Durst stillen will, in ein von einem Mitgliede seiner Rasse geführtes Gasthaus begeben, da ihn jeder weiße Hotelier durch seinen Hausknecht schleunigst vor die Thür setzen lassen würde. Im Theater geht es ihm ebenso, und selbst in der christlichen Kirche, in der man doch das Evangelium von der Gleichheit aller Menschen vor Gott verkündigt, muß er es sich gefallen lassen, wenn ihm der Kirchendiener begreiflich macht, daß seine Gegenwart den Geist der Eintracht und Andacht verscheuche, und daß er daher sein religiöses Bedürfnis am besten im Kreise seiner Stammesgenossen befriedigen würde. Die Katholiken machen jedoch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hierin eine rühmliche Ausnahme.

Um diesen Uebelständen abzuhelpen, hatte vor ungefähr 20 Jahren der Congreß ein Gesetz angenommen, nach welchem jeder Dampfbootbesitzer, jeder Theaterdirector und Hotelier und überhaupt jeder Geschäftsmann straffällig war, der einem Neger seine Dienste verweigerte; doch erklärte bald darauf der Bundesrichter dieses Gesetz für unconstitutionell, da er von der Ansicht ausging, daß Hotels, Theater u. s. w. Privatunternehmungen seien und kein Besitzer derselben gezwungen werden könne, eine ihm mißliebige Person zu bedienen. Dieser Grund ist indessen nicht stichhältig, da jeder, der ein Hotel oder Theater führen will, sich erst eine gesetzliche Lizenz verschaffen muß, deren Bewilligung von Bestimmungen abhängt, welche von der Majorität des Volkes festgestellt worden sind, so daß also Theater und Hotels streng genommen ebenso wenig Privatgeschäfte sind wie Eisenbahnen oder Dampfboote.

Dem bestehenden Kastengeiste wird leider noch immer durch den Umstand Vorschub geleistet, daß in den öffentlichen Schulen der meisten Staaten die schwarzen Schüler von den weißen getrennt sind, da man für beide überall, wo es im Bereiche der Möglichkeit lag, besondere Schulhäuser errichtet hat. Allerdings ist der Lehrplan an beiden Schulen meistens derselbe; gleichwohl wird durch diese Trennung, welche dem herrschenden Vorurtheile gegen die schwarze Rasse in nicht zu rechtfertigender Weise entgegenkommt, das für eine Republik so wichtige Gefühl der Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeit der Bürger sicherlich nicht gefördert. Fände sich dieser erzieherische Dualismus nur in den früheren Sklavenstaaten, so ließe sich allenfalls dafür eine Entschuldigung finden; daß er aber auch in den östlichen und westlichen Staaten Triumphe feiert, ohne daß jemand das darin liegende Unrecht gewahr wird, gereicht den betreffenden Bürgern, welche zur Zeit des blutigen Bürgerkrieges für die Abschaffung der Sklaverei und für die politische Gleichberechtigung der Neger aufs entschiedenste eintraten, gewiß nicht zur Ehre. Westliche Menschenfreunde opfern gern Tausende von Dollars zur Hebung der Negerschulen im Süden; den schwarzen Schülern aber Gelegenheit zum Verdienste einiger Dollars durch ehrliche Arbeit zu bieten, fällt ihnen nicht so leicht ein.

Eine sonderbare Erscheinung auf dem Gebiete des Negerschulwesens ist die außerordentliche Vermehrung der höheren Bildungsanstalten. Dieselben werden

meistens durch Missionsvereine oder durch begüterte Privatpersonen des Nordens unterhalten und haben den Zweck, talentvolle Neger für die gelehrten Berufe vorzubereiten. Aber wie soll ein Arzt ohne Patienten, ein Rechtsanwalt ohne Klienten oder ein Prediger einer zahlungsunfähigen Gemeinde sein Dasein fristen?

Für gelehrte Neger ist gegenwärtig noch kein ergiebiger Wirkungskreis zu finden, wohl aber für praktisch ausgebildete Farmer und Handwerker, und da man dies bereits im Süden eingesehen hat, so ist man dort auch bestrebt gewesen, Handfertigkeits- und Ackerbauschulen für die Knaben, und Koch- und Nähschulen für die Mädchen zu errichten. Dieselben werden jedoch größtentheils aus Privatmitteln unterhalten, die im Norden gesammelt werden, denn die Südländer selber haben nichts für derartige Anstalten übrig und trachten auf alle erdenkliche Weise, die öffentlichen, für Schulzwecke bestimmten Gelder den Negern vorzuenthalten.

Daß besonders der Ackerbau im Süden noch sehr im Argen liegt, weiß man dort genau, und deshalb beschloß z. B. die gesetzgebende Versammlung von Tennessee im December 1879, ein Lehrbuch der Agricultur auf Staatskosten herauszugeben, jedoch nur, wie in jenem Beschlusse ausdrücklich bemerkt ist, für weiße Farmer, da man nur diese allein in die Geheimnisse der rationellen Landwirtschaft einweißen, die Neger aber in ihrer alten Unwissenheit und Abhängigkeit erhalten wollte.

Derzeit existiren im Süden 16.000 aus öffentlichen Geldern unterhaltene Negereschulen; dazu kommen noch 22 Collegien, in denen höherer Unterricht erteilt wird. Es giebt 21 Lehrerfeminare, welche eine Zahl von 12.000 Schülern aufweisen. Die 24 theologischen Anstalten zur Heranbildung von Negerpredigern werden von 700 Studenten besucht, während die fünf juristischen Schulen nur von 63 Hörern frequentirt sind.

Zwei Institute aber haben sich als wirklicher Segen für die strebsame Negerjugend erwiesen, nämlich die Claflin University in Süd-Carolina und das Hampton College in Virginien, denn beide haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Neger zu tüchtigen Farmern und Handwerkern heranzubilden. Das Hampton College wurde kurz nach dem Kriege von General Armstrong mit geringen Mitteln gegründet; heute hat es bereits außer einigen indianischen, chinefischen und cubanischen Schülern 650 aus 22 Staaten stammende Negerstudenten, denen 60 Gebäude mit allen erdenklichen Maschinen und Werkstätten zur Verfügung stehen. In der Claflin University wird der Handfertigkeitsunterricht mit rühmlicher Umsicht betrieben; die Schüler müssen sich erst die Anfangsgründe verschiedener Handwerke aneignen, um dann eines, das ihrer Neigung besonders entspricht, gründlich zu erlernen, so daß sie später leicht als gewandte Tischler, Schuhmacher, Schneider, Hausanftreicher oder Farmer ein sicheres Brot finden. Die Mädchen dieser Anstalt werden im Kleidermachen, Kochen und in sonstigen Handarbeiten unterwiesen. Da die Zöglinge dieser Anstalt fast ohne Ausnahme unbemittelte junge Leute sind, so sind sie natürlich gezwungen, sich während ihrer Lernjahre der größten Sparsamkeit zu befleißigen. 40 oder 50 bilden einen Consumverein, welcher auf streng durchgeführten communistischen Principien beruht, so daß jeder seine sämtlichen monatlichen Bedürfnisse mit der unglaublich geringen Summe von 6½ Dollars bestreiten kann. Sie essen gemeinschaftlich, und zwar reichlich und gut; daß ihre Mahlzeiten billig hergestellt werden können, und dafür sorgen einzelne Comités, deren Pflicht es ist, Kartoffeln, Fleisch, Gemüse u. s. w. im Großen baar einzukaufen. Die Bedienung bei Tische, sowie das Reinigen des Geschirres besorgen sie natürlich selber.

Der jüdische Staatsmann J. C. Calhoun hatte einmal die Bemerkung gemacht, daß er die Neger für Menschen halten wolle, sobald er einen gesehen haben werde, der in der griechischen Syntax bewandert sei. Wenn er noch heute leben würde, so könnte er leicht die Bekanntschaft einiger schwarzer Professoren der classischen Sprachen machen und unter ihnen auch eines, der eine griechische Grammatik verfaßt hat. Daß der gelehrte Neger aber, wenigstens vorläufig noch, seine Gelehrsamkeit nicht verwerthen kann, dies haben selbst der in Washington lebende hochgebildete Negerpastor Crummell, sowie der talentvolle New-Yorker Negerjournalist Fortune eingesehen. Sie haben daher nachdrücklichst darauf hingewiesen, daß der Neger vor allem zu einem nützlichen Handwerker und praktischen Farmer ausgebildet und überhaupt zum Fleiß und zur Sparsamkeit erzogen werden müsse, um sich eine unabhängige Existenz gründen zu können.

Auf dem Gebiete der Journalistik haben die Neger besonders in letzten Jahrzehnte erstaunliche Fortschritte gemacht, wie aus der Thatsache erhellt, daß im Jahre 1880 in den Vereinigten Staaten 31, 1890 aber schon 154 von Negern gedruckte und herausgegebene Wochenschriften erschienen. Die afro-amerikanische Presse bildet somit schon eine Macht, mit der besonders Politiker zu Wahlzeiten zu rechnen haben. Es muß bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß sich sogar eine nicht unbedeutende Anzahl von Negerafrauen der Journalistik gewidmet hat. Negerschriftsteller giebt es bereits gegen 300; Hervorragendes hat aber bisher nur einer geleistet, nämlich der Historiker George W. Williams, welcher eine zweibändige Geschichte der Negerrassen verfaßt hat.

Für die geistige Fortbildung der Neger sorgen überall bestehende literarische Gesellschaften. Ihr politisches Interesse wird durch die vielverzweigte „Afro-American League“ vertreten.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Neger in den Südstaaten den dortigen Weißen an Bildung so ziemlich gleichsteht, und daß ihm demgemäß, besonders wenn er unbeschränkter Gebrauch von seinem Stimmrechte machen kann, eine glänzende Zukunft bevorsteht. Der Süden wird schon wegen seines Klimas von den europäischen Einwanderern nicht aufgesucht, und viele der dort lebenden Amerikaner sind noch immer der alten Ansicht, daß die Handarbeit den Menschen entwürdigte. Sie sind daher zufrieden, wenn sie von der Hand in den Mund leben können, so daß selbst die Neger von ihnen als dem „poor white trash“ reden.

Nach 250jähriger Sklaverei befanden sich die amerikanischen Neger auf einmal im Besitze aller Bürgerrechte; sie besaßen damals weder Land noch Häuser, Schulen und Kirchen — heute aber, nachdem sie sich kaum ein Menschenalter der Freiheit erfreut, haben sie sich alles aus eigener Kraft erworben, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie in nicht allzu ferner Zeit den nützlichsten und treuesten Bürgern der amerikanischen Republik zugeählt werden müssen.

Reise in das Quellgebiet des Orinoco.

Von Georg Hübner.

Cucuhy, den 11. Mai 1895.

Liebe Mutter und Clärchen!

Meine letzte Nachricht, welche ich an Euch gelangen lassen konnte, datirt vom 26. December v. J. So lange habe ich Euch noch nie ohne einige Zeilen gelassen, und ich bin daher sehr beunruhigt, daß Ihr Euch etwa Gedanken über mein Stillschweigen gemacht habt.

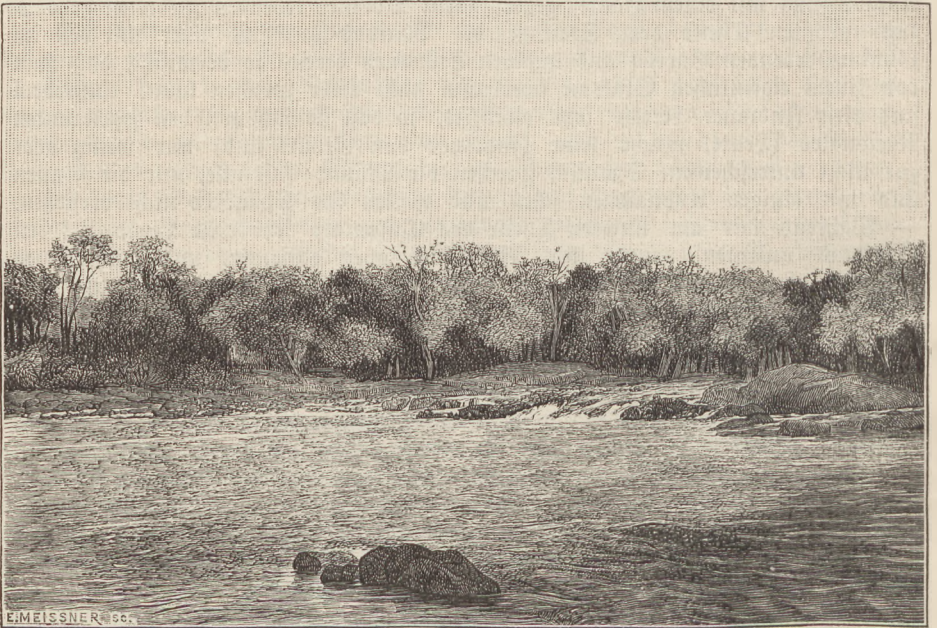
Aber es war geradezu unmöglich, von da aus schreiben zu können, wo ich mich später befand, und Ihr werdet dies einsehen, wenn ich Euch in Folgendem die Fortsetzung meiner Reise schildere.

Mitten im Casiquiare befand ich mich, und zwar auf Leute wartend, die uns weiter bringen sollten, als ich Euch den oben erwähnten Brief schrieb. Wir hatten unglücklicherweise nur einen einzigen Mann, welcher das Steuer führte, für die ganze Reise von Tiriquin aus mitgenommen. Die Leute zum Rudern erhielten wir nur aus Gefälligkeit von den Gomeros (Gummiarbeiter), welche ihre Barracas (Hütten) am Flußrande aufgeschlagen hatten, geliehen, und zwar von einer Barraca zur anderen. Am 2. Januar erst konnten wir die Reise fortsetzen, da man für uns Leute aus Ponciano (ehemaliges Dorf — jetzt nur eine Anpflanzung mit einem Hause) geholt hatte. Die hier lebenden Indianer gehören zum größten Theile dem Stamme der Panivas an, sind aber mit den im Guainia lebenden Barrés und anderen Stämmen bereits so vermischt, daß man von einem eigentlichen Stamme überhaupt nicht mehr sprechen kann. Außerdem sind diese Indianer bereits sehr civilisirt, so daß sie sich von den sogenannten Racionales (Leute, welche keine Indianer von Geburt sind) nur wenig oder gar nicht unterscheiden. Spanisch sprechen die Männer fast alle, nur die Frauen sind mit einigen Ausnahmen schein und wollen das Spanische nicht verstehen. — Während wir am unteren Theile des Casiquiare sehr viele Leute in ihren Barracas antrafen, wurde der Fluß hier oben einsamer, und wir reisten tagelang, ohne eine Menschenseele zu treffen. Neun Reisetage brachten uns nach der Barraca eines Gomeros, von wo aus unsere Leute nach Ponciano zurückkehrten. An Nahrung hatte es uns in dieser Zeit nicht gefehlt, denn der Fluß war überreich an Jagd. Wir tödteten zweimal Wildschweine, welche am Flußrande sich aufhielten; Banjiles und Pavas fielen uns alle Tage zur Beute. Freilich hat all dieses Fleisch nur einen faden Geschmack, da man auf der Reise dasselbe nur mit Salz kochen kann. Die einzige Zuthat, welche man allenfalls hier kaufen kann, sind ein wenig Schalotten (ajos, wie man hier sagt) und als Brot dient die Fariña (Manioc) oder Casabe, letztere dieselbe Masse, nur in anderer Form, in einen dünnen Kuchen über dem Feuer geröstet. Kommt man dann in einer Barraca an, so ist man wohl zuweilen etwas besser daran, da man von den Leuten, welche sich mit ihren Familien daselbst häuslich niedergelassen haben, zum Essen eingeladen wird; aber dies sind, wie gesagt, Ausnahmen. Kaffee fehlte uns auf der Reise nicht, denn wir hatten genügende Quantität davon mitgenommen, nur passirte es uns, daß wir weiter oben keinen Melado (Sirup von Zuckerrohr) zum Süßen mehr hatten, und den Kaffee bitter genießen mußten. Aber dies thut nichts, man gewöhnt sich an alles!

Von der erreichten Barraca aus ließ man uns wiederum drei Indianer, um die letzte Barraca nahe an der Bifurcation des Casiquiare zu erreichen. Drei weitere Reisetage brachten uns dahin und wir fanden in unserem Wirth einen intelligenten, jungen Mann, welcher bereits ein wenig Welt kennen gelernt hatte. Er verstand ein wenig englisch und französisch, da er einige Zeit in Trinidad gewesen. Er entschloß sich, uns nach dem Iguapo, einem Flußchen, welches unterhalb des Padamo in den Orinoco mündet, zu begleiten, da sich daselbst ein Dorf der Maquiritarindianer befindet, welche dieser Herr kannte, weil er öfter Manioc von ihnen kaufte.

Höchst interessant ist die Bifurcation, d. h. der Punkt, wo der Orinoco einen großen Theil seines Wassers verliert, und dadurch der Casiquiare gebildet wird! Welch eigenthümliches Spiel der Natur! Die rechte Uferecke der Mündung,

wo das Wasser des Orinoco, wenigstens in der Regenzeit, ziemlich stark anprallt, ist ein Barranco, d. h. senkrecht abfallendes Ufer, dessen gelbliche Erde durch die Unterwaschung des stark fließenden Wassers immer mehr abbröckelt. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Casiquiare mit der Zeit dem Orinoco immer mehr Wasser entführen wird. Venezuela ist das Land der Bifurcationen, denn nicht allein der Casiquiare verbindet verschiedene Wässer, sondern im Casiquiare selbst befinden sich mehrere dieser höchst interessanten Verbindungen. So z. B. der Fluß San Miguel, welcher beim gleichnamigen Dorfe in den Guainta mündet, hat vermittelst des Deshecho Verbindung mit dem Casiquiare; dann hat der



Erste Stromschnelle im Padamosflusse.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Fluß Pacimoni, welcher links in den Casiquiare mündet, natürliche Verbindung, mit dem bei San José in den Rio Negro mündenden Cauabury. Dieses sind die bekannten Bifurcationen, außerdem existiren aber noch eine Menge anderer, die nur den dort wohnenden Indianern bekannt sind, und die erst später, wenn die Civilisation hier vordringt, der Menschheit von Nutzen sein werden. Nur einen halben Tag gingen wir von der letzten Barraca den Fluß hinauf, um die Bifurcation zu erreichen. Vor uns im Orinoco präsentirte sich in seiner Majestät der Cerro Duida, an dessen Fuße, von der Natur durch reizende baumlose Grasebenen begünstigt, die alten Spanier den Ort Esmeralda gegründet hatten. Wie schade, daß dies alles untergegangen ist! Hier war die Savana von reizenden Hügeln umgeben, seinerzeit durch Häuser und Viehzucht belebt. Heute

trifft man keine Menschenseele daselbst an, und mit Wehmuth wendet sich das Auge von dem allerliebsten Naturbilde ab. Dieser Punkt ist von der Natur bestimmt, eine Rolle in dieser Region zu spielen, und sollte in nicht allzu ferner Zeit eine Einwanderung dem herrlichen Lande die nöthigen Kräfte zuführen, um die so ertragsfähige Erde anzubauen, so wird sicherlich Esmeralda mit seinem Wächter, dem Duida, eine Hauptrolle in diesem Gebiete zufallen. Freilich wird die Schönheit des Punktes etwas beeinträchtigt durch die Mosquitoplage, welche der Mensch dort anzustehen hat, indessen haben Beispiele bewiesen, daß diese Plage durch die Cultur abnimmt. Lange hat man zu reisen, ehe man den



Mann und Frau vom Stamme der Marquerita-Indianer.

(Nach photographischen Aufnahmen.)

Duida aus den Augen verliert, und selbst, als wir in das Flüsschen Iguapo eingebogen waren, sahen wir zuweilen seinen Gipfel über den Wald hervorragen.

Im Orinoco trafen wir beim Hinaufgehen überall Sandbänke an, auf denen wir im Sande vergraben massenhaft Schildkröteneier fanden, zweier Arten, der großen Tortugua und der kleineren Tiriqual. Das Flüsschen Iguapo, welches zugleich mit einem anderen Namens Maruapo in den Orinoco rechtsseitig einmündet, hat an der Mündung etwa die Breite von 50 Meter, wird aber beim Hinaufgehen rasch enger und hat wenig Wassertiefe, so daß wir mit unserem ziemlich großen Fahrzeuge oft auf dem Grunde festsaßen. Weiter oben befinden sich viele Baumstämme im Wasser, die zuweilen den Weg ganz versperren, so daß wir mit Art und Messer erst einen Weg bahnen mußten, dazu kamen häufige

Stromschnellen, wo das Wasser über Steinbänke lief, so daß wir sehr erfreut waren, als uns unser Begleiter am Abende den freilich kaum erkennbaren Hasen des Dorfes Iguapo zeigte. Wäre der Fluß nicht am Tage unseres Hinaufgehens ein wenig gestiegen, so hätten wir sicherlich mit unserem Fahrzeuge nicht bis nach dem Dorfe kommen können. Wir fanden das ein Stückchen landeinwärts gelegene Dorf ganz verwaist vor, und erst am folgenden Tage traf der allein zurückgebliebene Marqueritarindianer, von der Jagd heimkehrend, im Dorfe ein, und erzählte uns, daß man alle übrigen Indianer durch die Autorität von San Fernando zur Summiarbeit gezwungen und nach dem Orinoco entführt hatte. Dies war eine schlimme Nachricht für uns, denn es war unsere einzige Hoffnung, hier Leute für unsere Expedition nach dem Maraguaca zu finden. Indessen theilte uns der Indianer mit, daß er binnen kurzem Leute seines Stammes vom Padamoflusse erwarte, und so mußten wir wohl oder übel warten, während unser Begleiter nach seiner Barraca im Casiquiare zurückkehrte. So blieben wir denn allein in diesem Dörfchen zurück, welches aus nur fünf Häusern bestand, deren eines man uns zum Aufenthalte einräumte. Dieses Haus war voll von Ungeziefer, und vor allem war es ein Insect, welches ungemein belästigte: der Sandfloh — ein winziges Thierchen, welches sich in die Haut, hauptsächlich der Füße, einbohrt, und ein entsetzliches Grimmen verursacht, welches einen Nachts nicht schlafen läßt. Mit einem spitzen Instrument muß man diese Thierchen aus der Haut entfernen — läßt man sie darinnen, so bildet sich in kurzer Zeit ein kleines Säckchen, welches mit Eiern angefüllt ist, und es ist dann schmerzhafter, dieses zu entfernen. Unangenehm ist es, wenn sich das Thier unter den Nägeln der Behen einbohrt, so daß man schwer dazukommen kann. Außer dieser Plage hatten wir noch die Mosquitos am Tage, dann Flibhe und des Nachts Sancudos und Fledermäuse, welche letztere unseren armen Hunden jede Nacht Blut aussaugten. Also kein angenehmer Aufenthalt — und auf diese Weise mußten wir einen vollen Monat aushalten, ehe wir an die Weiterreise denken konnten. Es waren wohl inzwischen einige Mann eingetroffen, indessen fehlten uns noch immer zwei, die endlich auch zur Stelle waren. Nur zwei unserer Begleiter und unser alter Barréindianer von Tiriquin sprachen spanisch, die übrigen sprachen kein Wort außer ihrer Sprache, und sie waren die erste Zeit ziemlich scheu, bis sie sich an uns gewöhnt hatten.

Die Bequemlichkeiten, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, waren nunmehr zu Ende, denn unser großes Boot, in dem wir bisher stets Schutz vor Sonne und Regen gefunden hatten, mußten wir hier zurücklassen, denn mit diesem hätten wir die Wasserfälle des Padamo unmöglich passieren können. So arrangirten wir denn unsere Expedition in zwei kleinen Booten, in einem nahm Herr Mueffer, in dem zweiten ich selbst Platz. Ersteres, ein wenig größer, war mit drei Indianern, das meinige nur mit zwei bemannt. Kaum bewegen konnte ich mich darin, ohne ein Schwanfen dieser Ruffschale zu verursachen. Allen Unbilden der Witterung waren wir auf diese Weise ausgesetzt und man begann die Schwierigkeiten einer solchen Reise energisch zu fühlen.

Am 16. Februar endlich verließen wir das Dorf Iguapo, um nach dem Quellengebiete des Padamo zu gehen. Das Flüsschen war bedeutend gefallen, so daß wir uns durch ein wahres Labyrinth gefallener Baumstämme durcharbeiten mußten. Rasch erreichten wir die Mündung und traten abermals in den Orinoco ein. Der erste Reisetag war sehr ermüdend, da ich bisher nicht gewöhnt war, die heiße Tropensonne den ganzen Tag auf dem Rücken zu haben; dazu kam die unbequeme Lage in dem kleinen Fahrzeuge, so daß ich am Abend, als wir

Halt machten, heftige Kopfschmerzen hatte. Dazu kam, daß ich zuviel Schildkröteneier gegessen, wodurch ich mir den Magen verdarb. Früh war ich wieder gesund und mit großem Appetite aß ich von einem jungen Tapir, welchen wir unterwegs erlegten. Gegen Mittag erreichten wir Plaza Tigre, woselbst sich durch die übrig gebliebenen Indianer von Esmeralda ein Dorf gebildet hat. Die Einwohner waren alle abwesend in der Gummiarbeit und saftiges Grün wucherte vor und hinter den verlassenen Häusern. Abends schliefen wir auf einer Sandbank. Der nächste Tag brachte uns bereits nach der Mündung des Padamo. Vorher bereiteten wir noch auf einer Steinbank (laja) ein Mittagswahl, welches bezüglich seiner Eigenartigkeit Erwähnung verdient. Wir schossen ein auf dem Baume über uns sitzendes Chamäleon (Iguano), eine große Eidechsenart. Da man das Fleisch dieses Thieres sehr lobte, so entschloß auch ich mich, davon zu essen. Es war nicht schlecht, hatte aber doch einen eigenthümlichen Beigeschmack, der nicht angenehm war.

Gegen 4 Uhr erreichten wir die Mündung des Padamo, welcher daselbst ungefähr 150 Meter breit sein mochte. Die Strömung in der Mündung war ungeheuer stark, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Ein Stück oberhalb blieben wir auf einer Steinbank, um Fische zu fangen, da der Fluß davon winmelte. Als ein Mann Feuerholz im anstößenden Walde holte, kam derselbe rasch mit dem Rufe zurück „una Danta“ (Tapir), welche wir sofort erlegten. Ein interessanter Anblick bot sich uns darauf, als wir alle mit der Zerlegung des Fleisches beschäftigt waren, dar. Die Steinbank, auf welcher wir uns befanden, hatte viele große und kleine Nischen — als nun die Abenddämmerung eintrat, flogen plötzlich, wie auf ein Commando, alle darin versteckt gewesenen Fledermäuse, einige Tausend an der Zahl, auf, so daß die Luft von diesen Thieren angefüllt war. Vier Tage setzten wir unsere Schiffahrt auf diese Weise fort, ohne auf irgend welche Hindernisse zu stoßen; an Essen fehlte es uns nie, da dieser Fluß in Bezug auf Jagd alles bisher Gesehene übertraf. Die Pavas z. B. fand ich in Massen des Morgens auf dem Felsen im Flusse Wasser trinkend. Ein Schuß in die Mitte derselben genügte, um zwei bis drei Stück davon zu tödten. Wenn wir, wie dies oft geschah, bei Mondschein weiter gingen, so sahen wir die Tapire sich im Flusse baden, und wir mußten dieselben schließlich unbehelligt lassen, da wir bereits genügend Fleisch an Bord hatten und wir nur wenig laden konnten. Die Vegetation dieses Flusses war reizend und ungemein üppig, die Landschaft belebt durch Felseninseln, zum Theile bewachsen, zum Theile kahl, so daß man nie müde wurde, auszurufen: „Ach wie reizend!“

Der fünfte Reisetag brachte uns endlich an den ersten Randal. Der ganze Fluß war in seiner Breite von Felsen eingesäumt, und die Schiffahrt ist hier für größere Fahrzeuge zu Ende. Unsere zwei kleinen Boote wurden entladen und dann über die Felsen geschleift. Am Randal selbst befand sich das erste Conuco (Anpflanzung) eines Marqueritar, woselbst wir etwas Casave zur Weiterreise anfertigen lassen mußten. Die daselbst wohnenden Indianer waren bereits einfacher bekleidet als die im Dorfe Iguapo, denn die Männer sowohl, als auch die Frauen brauchten nur den Guathuco, d. i. bei ersteren ein Stückchen Zeug, bei letzteren ein Schurz von Perlen um die Hüften geschlungen. Am nächsten Tage ging es bereits weiter, da wir in zwei Tagen in einer anderen Anpflanzung ankommen sollten. Wir hatten wieder einige Randalen zu passiren, und waren gezwungen, die Boote zu entladen. Wir trafen zwei kleine schmutzige Hütten auf einer Anhöhe gelegen an, und man machte uns in einer derselben zum Schlafen Platz. Die Hütte hatte die Form eines prismatischen Daches und war überall von Palmenblättern geschlossen, so daß man darinnen absolut nichts sehen konnte.

Auch der niedere Eingang war durch einen alten Fetzten Zeug geschlossen, um die Mosquitos abzuhalten, welche die Dunkelheit nicht lieben. Es war erstickend heiß darinnen und stank nach verfaulten Pucas, da die Frauen ihre Casave bereitet hatten, und die Masse dazu noch in den Winkeln aufgespeichert war. Gewiß ein höchst unangenehmer Aufenthalt, den wir gern durch Schlafen im Freien vermieden hätten, wenn es nicht unglücklicherweise geregnet hätte. Zwei Nächte verbrachten wir in dieser Hütte, da wir von hier genügende Quantität Manioc und Casave mitnehmen mußten. Die nächste Anpflanzung, und zwar dort, wo unsere Wasserfahrt ihr Ende fand und unser Weg zu Land beginnen sollte, war weit entfernt, und wir mußten daher mehrere unserer Sachen hier zurücklassen, um Platz für die Lebensmittel in den Booten zu haben. Mit schwerem Herzen entschloß ich mich denn auch, meinen photographischen Apparat zurückzulassen, denn die Boote waren bereits sehr schwer für ihre Tragkraft geladen. Glücklicherweise konnte ich hier noch eine Reihe interessanter Aufnahmen der fast nackten Indianer machen. Bis an diese Anpflanzung kommen zuweilen noch Käufer von Manioc, den sie sehr billig von den unwissenden Indianern erwerben, weshalb sie die weite Reise nicht scheuen; indessen von hier an den Fluß hinauf waren wir die ersten Weißen, welche in diese Region vordrangen. Bis jetzt hatten wir verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bezüglich der Schifffahrt gehabt, dieselben begannen aber jetzt mit aller Macht aufzutreten, da der Padamo den wahren, echten Charakter eines Gebirgsflusses annahm. Randal folgte auf Randal, an einem derselben stürzte das Wasser circa 5 bis 6 Meter über Felsblöcke herab. An dieser und mehreren Stellen mußten wir nicht allein den Inhalt der Boote, sondern diese selbst weit über Land tragen. Hochinteressant war der Anblick, als wir die Mündung des linksseitigen Nebenflusses Contomano passirten. Die Mündung selbst war ein großer Wasserfall von circa 15 Meter Höhe, getheilt in der Mitte durch eine kleine bewachsene Steininsel. Wie herrlich war dieses Naturschauspiel, und wie sehr bedauerte ich, keine Aufnahme davon machen zu können. Bedeutend enger und kleiner wurde oberhalb der Einmündung des bedeutenden Contomano der Padamo und die entsetzlichen Randalen mehrten sich in furchterregender Weise. Bewunderungswürdig war die Geschicklichkeit der Indianer, welche hier oben, wo die Mosquitos aufhörten, keine Kleidung mehr anlegten, und sich bei irgend welcher Gefahr sofort ins Wasser stürzten und das Boot mit den Händen vorwärtschoben. Wir mußten fortwährend an Land oder ins Wasser steigen, um das Boot zu erleichtern, wobei mir durch die scharfen Steine die Füße wund wurden. Viele Zeit verloren wir auch durch das Zerlegen, Einmalzen und Trocknen von Tapirfleisch, von welchen Thieren wir mehrere tödteten, um Proviant für unsere Landreise nach dem Maraguaco zu haben. Acht Tagereisen, während welcher wir kaum einmal eine Stunde ohne Randalen passirten, brachten uns endlich nach der Anpflanzung eines Marqueritar, woselbst unsere Schifffahrt fluslaufwärts ihr Ende fand, da ein Stück unterhalb in einem kleinen Nebenflusse der Landweg begann. Der Besitzer des erreichten Conuco (Anpflanzung) war selbst mit uns vom Tzupapo gekommen, und es erwies sich bei unserer Ankunft, daß seine Familie nicht anwesend, und das völlig rund gebaute Haus verlassen war. Beim Betreten desselben brachten wir ungefähr eine Million von Grillos (Grillen) in Bewegung, welche den Boden, die aus Palmenblättern gefertigten Wände und das Dach bedeckten. Dies ist ein höchst unangenehmes Insect, da es alles, als Kleidung, Proviant u. s. w. anfrisst. Wir mußten all unsere Sachen an Stricken aufhängen, und selbst damit noch verursachten sie uns Schaden.

(Schluß folgt.)

Die Toda in den Nilagiribergen.

Von Johannes Gehring.

Die Provinz Koimbatur, die westlichste Provinz des Tamillandes in Süd-Indien, ist eine der größten des Landes, im Südosten und Westen von den Districten von Mádura und Selam, im Südwesten und Norden von den Königreichen Tiruwanfodu und Meisur begrenzt. Der gewundene Mittellauf des aus dem Kurglande (Kodagu) kommenden Kaveristromes bildet die Westgrenze gegen Selam und die Nordgrenze gegen das Hochland von Meisur.

Trotz der großen räumlichen Ausdehnung hat der District, der gebirgigste der ganzen Madraspräsidentschaft, nur reichlich eine Million Bewohner, von denen drei Viertel Ackerbauer und gegen 16.000 Brahminen sind — unter letzteren 500 Tempelpriester, denen die mehr als 100 großen Tempel der Provinz ein ebenso gutes Auskommen gewähren, wie den 2000 Bajadern und den zahlreichen Trommlern und Pfeifern, welche bei diesen Tempeln gehalten werden. Die Gesamtseelezahl der in den Bergen hausenden Nischadabvölker beträgt nicht einmal 20.000.

In früheren Zeiten gehörte Koimbatur zum Pandiareiche; später kam es unter Haider Ali zum Königreiche Meisur, bei dem es bis zur Annexion des Landes durch die Engländer verblieb.

Der größte Theil des Districtes wird von den bewaldeten Höhen der Aneimaleis (Elephantenberge) und der Nilagiris (gespr. Nilgiris) ausgefüllt, die eine reiche Flora und Fauna enthalten und, erstere fast ganz unbewohnt, letztere von den bereits erwähnten Nesten der alten Nischadabbevölkerung bewohnt sind, deren Abstammung ein zum Theile noch seiner endgiltigen Lösung harrendes ethnologisches Räthsel bildet. Es wird viel Kaffee und Thee angebaut, auch zahlreiche Baumwollenculturen sind vorhanden; doch dient die in verschiedenen Arten angebaute Baumwolle weniger als Exportartikel, da der größte Theil der Ernte auf Tausenden von Webstühlen im Lande selbst für den Eigenbedarf der Bevölkerung verarbeitet wird, was vielen Tausenden erwünschte Gelegenheit zu Verdienst giebt, da die primitiven Vorrichtungen zum Reinigen und Spinnen der Wolle viel Arbeitskräfte erfordern. Der Reisbau beschränkt sich infolge der gebirgigen Beschaffenheit des Landes auf ein verhältnismäßig kleines Areal, während Tabak, mehrere Hirsearten und andere Nutzpflanzen überall angebaut werden. Die wichtigsten Exportartikel sind der schon in weiten Kreisen wegen seines schönen und kräftigen Aromas sehr beliebt gewordene Nilgherrythee und Nilgherrykaffee und die in den Bergen gewonnenen werthvollen Nuzghölzer, welche letzteren jedoch wegen des weiten und schwierigen Landtransportes der Regierung, die sie fällen läßt, ziemlich theuer zu stehen kommen, während die Hölzer aus den weiten Teakholzwaldungen Barmas viel leichter und billiger den Mulmein hinabgefloßt werden können. In nassen Lagen baut man auch Zuckerrohr, und man sieht zur Zeit der Ernte viele Leute, die das in kurzen Stücken zum Verkauf ausgebotene Rohr auf offener Straße austauern.

Das Klima im District von Koimbatur ist für den aus dem Glutosen der Ebene und des Kaveristromthales kommenden Europäer außerordentlich angenehm und erfrischend, und wird es je mehr und mehr, je weiter man nach Westen kommt. Das macht die Nähe der Berge und die größere Höhenlage, infolge deren die Luft dünner und reiner und die Dauer der eigentlichen heißen Zeit eine kürzere ist.

Die rund 40.000 Einwohner zählende Districtshauptstadt Koimbatour liegt schon in den Vorbergen der Nilagiris an der von Madras über Troodu nach Kalikut führenden Madrasbahn, in überaus reizvoller, landschaftlich schöner und gesunder Lage. Jeder Lusthauch, der sich erhebt, bringt von den kleinen Seen, welche die Stadt umgeben, einen erfrischenden, kühlen Gruß herüber. Diese Seen selbst verleihen der landschaftlichen Scenerie einen eigenthümlichen Reiz, da ihre Ufer ringsum von dichten, immergrünen Waldungen eingesäumt sind, die sich in den Fluten wieder spiegeln und aus denen einzelne herrliche Niesenbäume überall hoch hervorragen. Hinter diesem schönen Waldgürtel dehnt sich die weite grüne Landschaft bis an den Fuß der tiefblauen Berge, welche die Stadt in mäßiger Entfernung im Halbkreise umgeben. Die Landstraßen sind von mächtigen Banianen und anderen Laubbäumen tief beschattet, daß man streckenweise wie im Dämmerlicht unter der grünen Wölbung und den vielen herabhängenden Luftwurzeln dahin schreitet. Auch die Berge sind bis oben hinauf dicht bewaldet und ragen mit ihren Häuptern bis in die Wolken, die stets auf ihnen lagern und sich oft tief herabsenken, daß, von einem hohen Standorte aus betrachtet, die ganze Berglandschaft wie ein großes Nebelmeer aussieht, aus dem hie und da sattblaue Bergstreifen und Kuppen wie Inseln emporragen. Einen ganz wunderbaren Anblick gewähren diese wolkenumhangenen Berge allabendlich bei Sonnenuntergang; denn kaum sind die letzten Strahlen der Sonne erloschen, so erscheint das ganze wogende Wolkenmeer wie vergoldet und strahlt bald darauf in allen Nuancen von Rosa bis zum brennendsten Roth, bis endlich die Wolken eine tiefere, klarer und Violett-Färbung annehmen, die dunkler und dunkler wird, bis endlich die Nacht hereinbricht und das wunderbare Wolkenpanorama den Blicken entzieht. Der schönste Abendhimmel in unseren Breiten weist nicht annähernd solche zarte und brennende Tinten und satte, volle Farbentöne auf.

Ueber die Stadt selbst ist nichts Besonderes zu sagen, da sie sich hinsichtlich der Anlage der Straßen und der Bauart ihrer meist einstöckigen Häuser von anderen indischen Städten nicht unterscheidet und besonders hervorragende Gebäude nicht besitzt. Die lutherische Mission hat eine sehr stattliche Kirche in Koimbatour.

Ihren Namen „die blauen Berge“ verdanken die Nilagiris dem Umstande, daß sie von weitem gesehen eine eigenthümlich blaue Färbung haben, wie man sie im Süden bei vielen Gebirgen wahrnimmt, die aus der heißen Tiefebene sich plötzlich zu einer bedeutenden Höhe erheben. Schon aus weiter Ferne sieht man die mächtige Gebirgsinsel, einen Knotenpunkt der westlichen Ghats, die hier ihre größte Höhe erreichen, in tiefes Blau getaucht, vor sich liegen, anfangs nebelhaft verschleiert, wie einen den ganzen Horizont einnehmenden blauen Duft, dann in einzelnen Berggruppen deutlicher zu erkennen. Die hellerscheinenden Stellen, die des Nachts in einigen Tausend Fuß Höhe hervortreten, rühren von den auch hier wie in den Palnibergen südöstlich häufig zur Urbarmachung des Kaffeebodens angezündeten Waldbränden her.

Am Fuße der Berge, so lange man die fieberischen Dschungeldickichte noch nicht hinter sich hat, welche sich in einer Breite von sechs Meilen den Höhen vorlagern, herrscht eine drückende Schwüle, die auch während der Nacht anhält. Um so erquickender ist die reine, frische Gebirgsluft, die man oben findet und die in kürzester Zeit die gebleichten Wangen der europäischen Tieflandbewohner mit einem Schimmer von frischem Roth überzieht, das freilich sehr vergänglich ist und in der Ebene sofort wieder dem Gluthauche der Sonne zum Opfer fällt.

So finden auch Kranke, denen ein Curaufenthalt im Gebirge verordnet ist, nur ganz vorübergehende Genesung. Obwohl das Thermometer auf den höchsten Höhen nur sehr selten bis auf den Nullpunkt sinkt, so friert man doch, so lange die Haut noch nicht an die verdünnte Atmosphäre da oben gewöhnt ist, ganz außerordentlich; besonders des Nachts friert einem „das Herz im Leibe“, während um die Mittagszeit die Sonne mit echt indischer Glut vom Himmel niederbrennt. Doch gewöhnt man sich verhältnismäßig schnell an die dünne, kühle Luft, die besonders bei Wind etwas eigenthümlich Durchdringendes hat.

Die in den Händen reicher, englischer Planters befindlichen ausgedehnten Kaffee- und Theeplantagen, in denen viele Leute Beschäftigung finden, geben im Durchschnitte sehr gute Erträge und liefern gute Sorten. Hier kann noch viel Geld verdient werden.

Um die Berge zu besuchen, fährt man am besten auf der kurzen Zweiglinie der Madrasbahn, die bei Koimbatur nach dem Norden sich abzweigt, bis zur Endstation Müttupäleiam, und wird von da im Palankin oder Mandschil in sechs bis acht Stunden nach Kunnur (Coonor), der Vorstation von Ottakamand (Ootacamund oder kurzweg Ooty), emporgetragen. Mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten und unter Aufwendung bedeutender Geldmittel hat die englische Regierung an der Seitenlehne einer tiefen Bergschlucht, zwischen dichten Wäldern und starrenden Felsen hindurch, vorüber an schwindelnden Abgründen, in denen der Bergstrom braust, eine Kunststraße angelegt. Kunnur, eine kleine Stadt, viel kleiner als das bevölkerte Ottakamand, liegt 2000 Meter über dem Meere und wird gern von solchen besucht, denen der Wind und viele Regen in Ottakamand nicht behagt.

700 Meter höher liegt Ottakamand, eine sehr ausgebreitete, von zahlreichen Europäern bewohnte Stadt. Ihre Lage ist eine prächtige. Kirchen und Schulen, Bibliotheken und öffentliche Gärten, viele schöne Spaziergänge — alles ist vorhanden. Die Stadt liegt in einem Thale, das unmittelbar an den steilen Vorhöhen des Dodapet oder Dodabetta beginnt und sich eine Stunde lang östlich hinzieht. Inmitten des Thales erheben sich Hügel, an und auf und zwischen denen die Häuser der Stadt, so weit sie nicht an den umliegenden Bergwänden erbaut sind, prächtige Villen und ärmliche Hütten, zerstreut liegen. Eigentliche Straßen giebt es, abgesehen vom tamilischen Bazar, nicht, sondern die Häuser liegen einzeln in Gärten, drei- bis vierfach übereinander, an den Abhängen der vielen wellenförmigen Hügel, über die sich die Stadt erstreckt. Jedes Haus hat seinen besonderen Zugang, die meisten auf der vorderen, dem Thale zugekehrten Seite einen halbkreisförmigen Terrassengarten mit schönen Sträuchern und Blumen. Die im Thale befindlichen Häuser liegen zum Theile in großen, herrlichen Gartencompounds.

Die Vegetation in und um Ottakamand ist wunderschön; denn nicht nur die Gewächse der tropischen Zone, sondern auch solche des gemäßigten Klimas gedeihen hier. Kartoffelfelder und dichte Waldpartien, Theepflanzungen und Rosenhecken, englische Parks und indische Bazars — alles findet sich in bunter Abwechslung beisammen. Am tiefer gelegenen Westende der Stadt befindet sich der See, an dessen Ufer sich die englischen Equipagen tummeln, am höher gelegenen Nordostende, in den Vorbergen des Snowdon, der eine prachtvolle Aussicht nach Meisur bietet, liegt der interessante botanische Garten. Oberhalb des Sees dehnt sich der Bazar aus, eine kleine, schmutzige Tamulstadt, deren Hauptstraße von Südosten nach Nordwesten führt.

Kranke aus allen Theilen Indiens suchen hier Genesung und Kräftigung; viele andere, besonders pensionirte Beamte, verzehren ihre Ruhegehälter im

schönen Uti (Ooty), wie die abkürzungslustigen Engländer die Stadt nennen. Die Engländer haben zwei Kirchen am Orte; die Hauptkirche liegt an einer Berglehne und wird an Schönheit der Lage nur von der katholischen Kirche übertroffen.

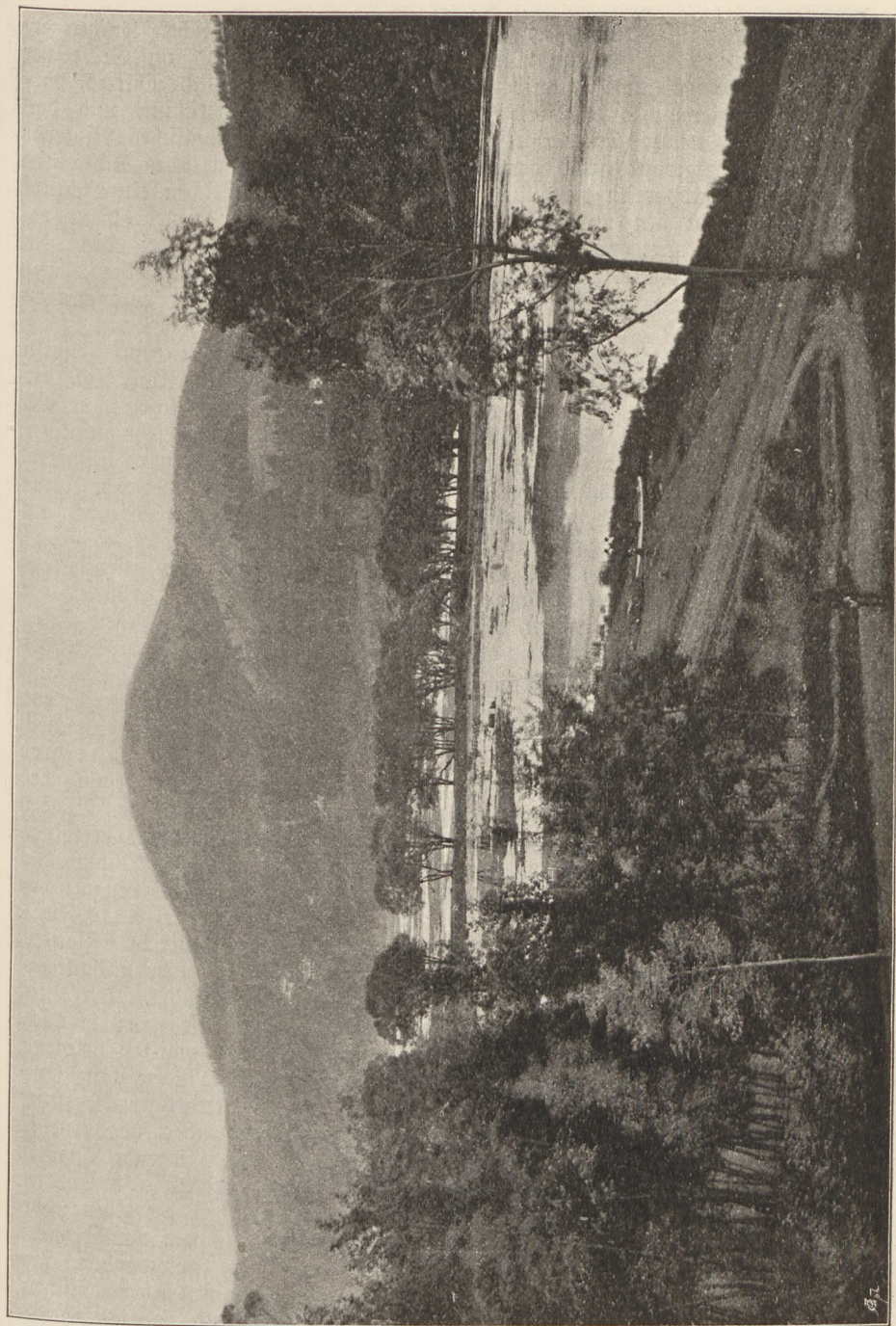
Die nördlichen, östlichen und südlichen Höhen bilden einen Riesenwall um die Stadt, der nur im Südosten, nach Kunnur zu, von zwei tiefen künstlichen



Todafrauen von Ottakamand.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Einschnitten durchbrochen wird. Die theilweise kuppelförmigen Berge der Umgebung sind an den Abhängen anmuthig bewaldet und von schönen Singvögeln und zahlreichen großen schwarzen Affen bevölkert, die mit erstaunlicher Gewandtheit von Baum zu Baum sich schwingend häßliche Töne ausstoßen, welche schlecht mit den süßen Vogelstimmen harmoniren. Auch in den südlicher gelegenen Palnibergen findet man zahlreiche Singvögel, die in der Ebene des Tieflandes



Elk Hill und der Ottakomandsee.
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

gänzlich fehlen und von den freischwebenden Papageien und diebischen Krähen ersetzt werden, welche sich in den Wipfeln der Cocospalmen und im Geäst der Mango- und Guavabäume umtreiben. Unter den früher ziemlich zahlreich vorhandenen Glenthiereu hat das freie Jagdgelüste gewaltig aufgeräumt, und das große Raubzeug würde bei der eifrigen Nachstellung der englischen Nimrode schon gänzlich ausgerottet sein, wenn nicht die vielen unzugänglichen Schluchten und dichten Urwaldpartien der Nilagiris ihm einen so trefflichen Unterschlupf gewährten und von den unbewohnten Aneimaleis her immer neuer Zuzug erfolgte. So kann man noch heute den „Herrn des Gebirgs“ bei Nacht in nächster Nähe der Ansiedlungen sein rauhes A—uh! anstimmen hören, und Fälle, daß arbeitende Frauen am hellen Tage von den Feldern weggetragen werden, kommen noch heute vor.

Dicht bei Ottakamand erhebt sich der höchste, wenn auch nicht schönste Berg Süd-Indiens, der Dodapet oder Dodabetta, auf dessen Gipfel sich ein Observatorium befindet. Während man da oben sonst in der Regel nicht viel zu sehen bekommt, scheint Director Graul bei seinem Besuche einen sehr günstigen Tag gehabt zu haben, um den man ihn beneiden könnte; denn er beschreibt den Fernblick ziemlich enthusiastisch: „Das Auge blickt zunächst über den klaren Seespiegel bei Ottakamand, auf die grünen Haine, die es umgeben und auf die über alle Hügel wie hingestrenten Häuser der europäischen Ansiedler — — —. Darüber hinaus schweift das Auge auf das hohe, von Gebirgsreihen allenthalben durchbrochene Tafelland der Nilagiris als über einen großen, grünen, am äußersten Horizonte von einzelnen Pits umzingelten Alpenpark (?). Gegen Osten schaut Du in den reichbewässerten Garten von Koimbatur, dem ersten bedeutenden Orte in der tamulischen Tiefebene, auf deren vollkommener Tafelfläche mit wechselnden Lichtern die einzelnen Städte und Dörfer sich weithin durch das Dunkel der Gärten und den Schimmer der Teiche und Seen bemerklich machen. Gegen Norden aber trifft der Blick auf die Hochebene von Meisur mit ihren vereinzelt Bergkegeln und den unzähligen Spiegeln der zur Bewässerung des Parkes dienenden Kunstseen, wo Du unter dem reizenden Wechsel der Wolken und Lichter den mäandrisch gewundenen Spiegellauf des Kaveriflusses verfolgen kannst, der seinen Lauf in die tamulische Tiefebene sucht, später dicht an Maiaveram (im Delta) vorüberfließt und nicht weit davon in den bengalischen Busen mündet.“ Die Höhe des Berges beträgt nahezu 2900 Meter (8640 Fuß).

Der Snowdon kommt ihm an Höhe nicht ganz gleich, ist aber interessanter. Schon von Kurnur aus erblickt man seinen mächtigen, zuckerhutähnlichen Gipfel, auf den ein steiler, beschwerlicher Zickzackweg hinaufführt. Der Blick über die Berge und die zu Füßen derselben liegende Ebene ist ganz herrlich. Noch interessanter jedoch ist der etwa 17 Meilen westlich von Mt gelegene, nicht ganz 2450 Meter hohe Mukati-Pit, dessen Spitze auf einer Seite ganz senkrecht abfällt, wie mit einem Messer abgeschnitten, da ein gewaltiger Bergsturz die eine Hälfte des Berges gegen 600 Meter tief hinabgeschlendert hat, eine in den Nilagiris nicht seltene Erscheinung. Das tiefe zu Füßen liegende Thal ist ganz mit den Felsblöcken angefüllt, welche von jenem Bergsturze herrühren. Nach drei Seiten hin überblickt man vom Gipfel des Mukati die Ebene; bei hellem Wetter soll man sogar im Westen das Meer sehen. Einen wunderbaren Anblick bieten die zu Zeiten 1000 Meter unter der Spitze schwebenden, von der Sonne beschienenen Wolken, die dicht zusammengeballt, einem unermeßlichen, blinkenden Schneefelde gleichen, bis der Wind sich erhebt und sie auseinander treibt, so daß die grüne Ebene durch die Lücken herauf grüßt.

Viele Flüsse und Bergbäche durchrauschen das Gebirge und bilden zum Theile wunderschöne Wasserfälle; weite Ebenen zwischen den Bergen, mit hohem Grafe bewachsen, harren des Anbaues.

So interessant diese Berge sind, so interessant sind ihre Bewohner, die kleinen Völkerschaften oder Stämme der Toda, Badaga, Kurumba, Kohta und Truler.

Der interessanteste und zweifellos merkwürdigste dieser Höhenstämme, sowohl hinsichtlich seiner äußeren Erscheinung, als auch wegen seiner absonderlichen Gebräuche und primitiven Religionsform, sind die Toda, welche behaupten, ihre Vorfahren seien auf diesen Höhen erschaffen worden. Dieser und der andere Umstand, daß sie sich selbst „Herren des Bodens“ nennen, mag die Veranlassung sein, daß manche zu dem Schlusse gekommen sind, sie seien die Urbewohner der Nilagiris.

Die Toda, auch Tódava genannt, haben mit Recht die Aufmerksamkeit europäischer Reisender und Gelehrter in hohem Maße auf sich gezogen und die wissenschaftliche Forschung hat sich viel mit ihnen abgegeben. Trotzdem ist man zu keinem bestimmten Resultate gelangt. Die Schwierigkeit, sich mit ihnen zu verständigen und die Unkenntnis ihrer Verhältnisse und der bei ihnen herrschenden Zustände haben es zugelassen, daß sich die widersprechendsten Ansichten über ihren Ursprung bildeten. Einige wollen in ihnen Nachkommen der alten Scythen sehen; andere haben auf Grund ihrer Gesichtszüge und besonders wegen ihrer hohen Adlernase die Vermuthung ausgesprochen, ihre Vorfahren seien alte römische Colonisten gewesen. Auch für Juden wurden sie von manchen gehalten, weil sich bei ihnen kein eigentlicher Götzendienst finde. Aber bei ruhiger Ueberlegung wird man finden, daß weder ihre Religion noch ihre Sprache zu derartigen Schlüssen berechtigen.

Wann die Toda sich zuerst auf den Nilagiris angesiedelt haben, läßt sich überhaupt nicht genau bestimmen, denn sie besitzen weder eine Literatur noch irgend welche Inskriptionen, die uns darüber Auskunft geben könnten. Nach ihren Sagen und einzelnen in ihrer Sprache enthaltenen Wörtern zu urtheilen, dürften sie früher eine weiter nördlich gelegene Gegend, etwa um Hassanur, bewohnt haben.

Sie zerfallen in fünf Abtheilungen, die keine Ehegemeinschaft halten und darum ihre besonderen Eigenthümlichkeiten bewahrt haben. Dieser Umstand und die dadurch bedingten Verwandtenheiraten in Verbindung mit der unter ihnen herrschenden Vielmännerei mögen die Ursache sein, daß es so wenig Kinder bei ihnen giebt und das gänzliche Erlöschen des nur mehr gegen 1000 Seelen zählenden Stammes nur noch eine Frage der Zeit ist, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die dasfelbe aufhalten. Eine Todafrau wird mit ihrer Verheirathung das Weib sämmtlicher Brüder ihres Mannes, auch wenn diese schon Weiber haben, und die Vaterschaftsverhältnisse in der Familie sind so geregelt, daß dem bestehenden Rechte nach das älteste Kind als das des ältesten Bruders, das zweitälteste als das des nächstältesten gilt, und so fort. Die Folge davon ist, daß zwischen Vätern und Kindern wenig Zuneigung besteht, und man geht wohl nicht fehl, wenn man auch das früher unter den Toda im Schwange gehende Vaster des Mädchenmordes damit in Zusammenhang bringt. Jeder wollte einen Sohn haben, und so wurden die dazwischen geborenen Töchter eben beiseitigt. Nur ein einziges Mädchen wurde übrig gelassen, während die übrigen

erdroffelt wurden — angeblich, weil man nicht so viele Mädchen zu ernähren im Stande sei. Jetzt ist dieser schenßliche Brauch, dank dem energischen Einschreiten der englischen Regierung, so gut wie ausgerottet.

Die Toda bewohnen die höchsten Höhen der Blauen Berge, während die Badaga weiter unten an den Abhängen ihre Niederlassungen haben. Ihrem äußeren Aussehen nach unterscheiden sie sich von allen anderen Bewohnern Indiens ebenso wesentlich, wie dies hinsichtlich ihrer Lebensweise und Beschäftigung, ihrer Gebräuche, ihrer Sprache und Religion der Fall ist; denn sie sind auffallend hochgewachsene, kräftig gebaute Gestalten, und das tiefschwarze, in üppigen Locken herabwallende Haupthaar contrastirt eigenthümlich mit der hellen Färbung ihrer Haut. Trotzdem sie sich größtentheils im Freien bewegen und die Temperatur auf ihren Höhensitzen mitunter für indische Verhältnisse ziemlich tief sinkt, so gehen sie doch ziemlich leicht gekleidet einher, ohne Fußbekleidung und ohne Kopfbedeckung, nur dem Oberkörper in ein Stück groben Baumwollentoffes einhüllend. Als immerwährender Begleiter, der ihnen sogar ins Jenseits nachfolgen muß, indem sie ihn mit ihrer Leiche verbrennen lassen, tragen sie einen keulenartigen Stock bei sich, der ihnen als Stütze und zugleich als Waffe dient, wenn sie die breiten, reißenden Gießbäche des Gebirges in weiten Sätzen überspringen oder einen ihrer Büffel niederschlagen wollen, wozu es bei ihrer großen Körperkraft nur eines wohlgezielten Stoßes bedarf. Ihre ebenfalls sehr stattlichen Frauen, die leider sehr unreinlich sind und in mehr denn einem Sinne in üblem Geruche stehen, haben offene, freie Gesichtszüge; eine reiche Fülle lockigen, rabenschwarzen Haares wällt über Rücken und Schultern hinab. Trotz der etwas stark entwickelten Lippen findet man recht anziehende, regelmäßige Gesichter, besonders unter den jüngeren Frauen, die Aehnlichkeit mit dem Gesichte einer hübschen Zigeunerin haben, wie überhaupt das Völkchen, abgesehen von der robusteren Bauart des Körpers, Aehnlichkeit mit der äußeren Erscheinung unserer Zigeuner hat. Die Todafrauen sind meist gut entwickelt, mit plastischen runden Formen und voller Büste; magere Personen sind selten. Ihr Benehmen ist sehr aufdringlich und frei dem Europäer gegenüber. Als beliebtesten Schmuck tragen sie an Armen und Füßen Messingringe, die oft ein ziemliches Gewicht repräsentiren.

Ihren Lebensunterhalt gewähren den Toda die zahlreichen großen Büffelherden, die sie besitzen und deren Pflege und Ausnutzung ihren Lebensberuf bildet. Die Bergtriften bieten ihnen genügende Weide, so daß sie nicht genöthigt sind, nomadenartig umherzuziehen, sondern feste Ansiedelungen haben, die sie Mands nennen, und die nur aus wenigen bienenkorbartigen Hütten bestehen und einen patriarchalischen Eindruck machen. Die Zahl dieser Weiler beträgt etwa 100. Jede Hütte ist nur von einem Familienganzen bewohnt, und der Umstand, daß viele solche Hütten, ja ganze Mands verlassen und verfallen stehen, z. B. von Ottakamand nach dem Mukati-Pit, ist ein deutliches Zeichen, daß das Völkchen im Aussterben begriffen ist.

Das von einer Mauer umgebene Familienheiligthum, in welchem die Männer das „heilige“ Geschäft des Butterns verrichten, darf von keinem weiblichen Fuße betreten werden und steht nicht weit von den Hütten des Mand entfernt, die oft eine ganz herrliche Lage mit der denkbar prächtigsten Fernsicht haben, welche den Besucher reichlich für den trostlosen, öden Anblick entschädigt, den die nächste Umgebung des Mand bietet, da der steinige Boden nicht angebaut wird, sondern wüß liegen bleibt.

Die Hütten der Toda sind nicht kreisrund, wie die der Maleialim auf den nordöstlicher liegenden Servarajabergen, sondern halbrund und etwa 3 Meter

lang. Durch ein enges, des Nachts mit einem Brette verschlossenes Kriechloch gelangt man in den finsternen, an der höchsten Stelle etwa 2 Meter hohen Innenraum, dessen eine Hälfte zum Kochen, die andere, etwas erhöhte, als Lagerplatz während der Nacht benutzt wird. Den Tag über halten sich die Bewohner fast nur im Freien auf, es müßte denn sein, daß die Witterung gar zu ungünstig wäre.

Die Büffel der Toda, um die sich ihr ganzes Denken und Thun, Dichten und Trachten dreht und die ihren Stolz und Reichthum bilden, sind den Büffeln der Ebene völlig gleich und offenbar derselben Rasse angehörend, und doch ganz wesentlich von denselben verschieden. Etwas Dümmeres, Trägeres und Plumperes als diese Tieflandsbüffel kann man sich kaum vorstellen; der massige Rumpf, die dünnen Beine, der dünne Hals und die mächtigen Hörner — keines will recht zu dem anderen passen. Dazu sind diese schwarzen Ungethüme außerordentlich feig und furchtsam, so daß sie vor dem kleinsten Hunde ebenso entsetzt Reißaus nehmen, wie vor einem schwarzen Kleide. Sie gehen leidenschaftlich gern ins Wasser, und es gewährt einen eigenthümlichen, unwillkürlich zum Lachen reizenden Anblick, wenn sie neben der Straße im Teiche liegen, so tief, daß nur die Nase herausragt. Ein prächtigeres Urbild der Dummheit, als solch einen dunnglozenden Büffelkopf kann man sich nicht leicht denken. Sie greifen nie einen Menschen an.

Die Bergbüffel der Toda dagegen sind weniger harmlos, sondern recht wilde, unbändige Gesellen, die dem Reisenden, der sich unvermuthet einer solchen Büffelherde gegenüber sieht, recht unangenehm, ja gefährlich werden können, so daß schon mancher schleunigst Fersengeld geben mußte und froh war, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Sie halten fest zusammen und gehen gemeinschaftlich vor, und durch Drohen und Scheuchen macht man die Sache nur schlimmer. Der wilde Blick ihres Auges unterscheidet sie auf den ersten Blick von ihren harmlosen Vettern im Tieflande, die dem Menschen nur deswegen mitunter den Weg vertreten, weil sie zu dumm und zu faul zum Ausweichen sind.

Die Ansicht mancher europäischer Reisender, als ob die Toda keine Götzenanbeter wären, beruht entschieden auf einem Irrthume. Wenn sie auch keinen so groben Götzendienst treiben wie die anderen Stämme, so steht es doch fest, daß sie wenigstens einen materiellen Gegenstand haben, dem sie göttliche Ehre erweisen. Das ist die heilige Büffelschelle, welche die Gottheit vorstellt oder doch ihr als Wohnung dient und in den noch näher zu beschreibenden Todaheiligthümern aufbewahrt wird. Diesen Schellengott nennen sie Hiriadeva, d. i. Hauptgott; ihm bringen die Priester Gebete und Spendopfer von Milch dar, die vor ihm ausgegossen wird. Den Christengott, von dem sie durch die Missionäre gehört haben, nennen sie Zufuru Swami, d. i. Gott des Lebens. Ihre Gebete sind sehr kurz und beziehen sich nur auf Dinge des irdischen Lebens: Möge Gott uns segnen! oder: Möge alles glücken! oder: Möge alles wohlgerathen! Das sind ihre Lieblingsgebete, bei deren Verrichtung sie statt unseres Händefaltens den rechten Daumen auf die Nasenspitze legen und mit den übrigen gespreizten Fingern die Stirne berühren.

Eine Gottheit, welche die Toda den Jagdgott nennen, wohnt nach ihrem Glauben in Nembili Kotei, einem Landstriche, welcher dem Nadscha von Nellambur gehörte. Ihn rufen sie um Beistand an, wenn sie Jagd auf die Tiger machen, welche ihre Herden bedrohen.

Der Mukati-Pik (Mucurty Peak) wird von ihnen sehr heilig gehalten, weil sie ihn für den Aufenthaltsort einer Göttin halten, die ihnen als eine

Art Wacht hausverwalter des Jusuru Swami, als der Wächter der Himmelspforte gilt. Ihre Meinung ist, daß die Geister der verstorbenen Toda zusammen mit den Seelen der Büffel, welche von ihren Freunden getödtet wurden, um sie in den Himmel zu begleiten und dort mit Milch zu versorgen, von dieser Bergspitze als dem nächsten Wege zu „dem anderen District“, wie sie das Jenseits nennen, hinüberspringen. Die Badaga nennen das Jenseits Kanagiri, d. i. unsichtbarer Berg.

Es gibt es sieben sogenannte Tiriris oder heilige Mands, deren jedes von einem Einsiedler, dem Pälal oder Milchmann bewohnt war, dem zur Bewachung der Herden ein Käväläl oder Wächter beigegeben war. Drei dieser Tiriris sind mit der Zeit gänzlich verlassen worden, und ein viertes nahe bei Ottalamand theilt deren Los voraussichtlich in kurzer Zeit, denn es wird fast gar nicht mehr besucht. Zu jedem der drei noch übrigen heiligen Mands gehört eine Herde heiliger Büffel für den ausschließlichen Gebrauch der zwei Bewohner des Tiriri, welche das heilige Geschäft des Butterns besorgen und ein Leben in beständiger Meditation über die Gottheit gelobt haben. Der Pälal ist der heiligere von beiden, der Käväläl bloß sein Diener. Weiber dürfen das Tiriri gar nicht betreten, und ohne besondere Erlaubnis darf niemand den Bewohner desselben anreden, und auch dann, wenn es gestattet wird, nur aus weiter Entfernung. Als einzigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung trägt er einen Streifen rauhen Stoffes um die Lenden.

Der Pälal steht in hohem Ansehen und im Geruche großer Heiligkeit bei seinen Todabrüdern und übt einen mächtigen Einfluß auf ihre Entschliessungen aus, denn sie glauben, der Gott wohne in ihm und thue dem Volke durch ihn seinen Willen kund. Er lebt hauptsächlich von Milch und verläßt nur selten das heilige Mand; nur hie und da besucht er die Badagadörfer und nöthigt die Leute, ihm zu geben, was er gerade verlangt. Bei seinem Nahen fällt alles zu Boden und sein Einfluß ist so groß, daß sich niemand seinen Wünschen zu widersetzen magt, aus Furcht, er könne vermöge seiner Zauberkunst ein Viehsterben unter den Heerden hervorrufen. In früheren Zeiten, ehe die ersten Europäer die Nilagiris besuchten, muß die Autorität des Pälal eine viel größere gewesen sein als jetzt, wo sie sich gegen sonst wesentlich verringert hat; seit das Licht der Civilisation auch in die dunklen Winkel und Schluchten dieser Berge einge drungen ist, hat unter seiner Einwirkung der Aberglaube abgenommen. Die Weihe des Pälal war früher eine sehr ernste Sache; jetzt ist sie nur eine leere Spielerei. Ist er seiner Einsamkeit müde geworden, so kann er übrigens wieder zu seiner Familie zurückkehren.

Die Toda werden von den Höhenbewohnern als die Herren von Grund und Boden angesehen und erhalten demzufolge von ihnen einen Tribut in Gestalt von Naturalien. Allerdings zeigen die Badaga oft große Lust, ihnen diese Abgabe zu verweigern, und würden es auch wirklich thun, wenn sie sich eben nicht vor den Zaubereien derselben fürchteten.

Ein Glaube an Zauberei ist allen Höhenstämmen gemein, und während sich die Toda ihrerseits vor den Zaubereien der Kurumba fürchten, halten sie gemeinsam mit diesen die Badaga in immerwährendem Schrecken durch Androhung von Zauberei. Als einmal ein Viehsterben eine große Zahl von Büffeln hinweggerafft hatte, wurde die ganze männliche Bewohnerschaft von zwei benachbarten Todamands ergriffen und vor den Häuptling der Badaga im Districte gebracht und direct beschuldigt, das Vieh durch Zauberei getödtet zu haben. Die Badaga drohten damals, ihren üblichen Tribut an Körnern zurückzuhalten, wenn die

Seuche nicht sofort aufhöre. Die Toda hüteten sich natürlich wohl, dem für sie so profitablen Vorurtheile der Badaga entgegenzutreten und ihre Ohnmacht einzugestehen, sondern gaben alles zu und versprachen, der Seuche entgegenzuwirken. Kurz darauf nahm die Plage wirklich ein Ende, und die einfältigen Badaga sahen das als eine Wirkung ihres Abkommens mit den Toda an.

Um die Moralität ist es bei den Toda nicht besonders glänzend bestellt, im Gegentheile herrscht große Unsitlichkeit. Der Ehebruch ist ziemlich allgemein und wird nur dann bestraft, wenn das Weib die Frau oder Tochter eines einflussreichen Mannes ist. Die Frauen sind, wie schon angebeutet, sehr dreist und unverschämt gegen Fremde und sehr untreu gegen ihre Männer.

Die bei der Eheschließung beobachteten Gebräuche sind sehr einfache. Am Hochzeitstage wird die Braut in die Hütte ihres zukünftigen Mannes gebracht, welcher der vor ihm am Boden Liegenden erst den rechten, dann den linken Fuß aufs Haupt setzt. Darauf muß sie Wasser zum Kochen bringen, und damit ist sie Frau im Hause geworden. Der Preis für eine Frau schwankt zwischen 20 bis 30 Rupies; früher war derselbe niedriger, aber die Nachfrage nach Frauen ist größer geworden und dadurch ihr Werth gestiegen. Ist der Mann mit seiner Frau unzufrieden, so darf er sie den Eltern zurückschicken, und auch die Frauen dürfen ihre Männer ungestrast verlassen.

Die Festlichkeiten, welche anderswo den Hochzeitstag bezeichnen, werden bei den Toda lieber am Tage der Bestattung abgehalten. Bei solchen Gelegenheiten wird Musik gemacht und getanzt, und Weinen und Fröhlichkeit wechseln in buntem, seltsamem Durcheinander ab. Ein Missionär der lutherischen Samulensmission, welcher Gelegenheit fand, einer solchen Todaleichenfeier beizuwohnen, beschreibt dieselbe so: Wie der Indianer sein Jagdgewehr, so nimmt der Toda im Tode seine Büffel mit, um sie im Jenseits zu weiden und von ihrer Milch sich zu nähren. „Begleite den Geist des Verstorbenen in das große Land!“ so heißt der Befehl, der jedem Büffel besonders ertheilt wird, wenn er unter den Keulen der Toda, meist auf einen Schlag, zusammensinkt. Dann wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt und dieser angezündet. Das Fleisch der Büffel aber wird von den Kohta verzehrt. Doch damit ist der Verstorbene noch nicht vergessen. Nach Jahresfrist wird noch eine größere Todtenfeier gehalten, und noch mehr Büffel werden dem Geschiedenen nachgeschickt. Schmausen und Wehklagen wechseln auch bei dieser wunderlichen Feier miteinander ab. Stirn an Stirn gelehnt sitzen die ernstesten Männer zwei und zwei bei einander und jammern dem Verstorbenen nach: „Wie ist jetzt Dein Befinden, o Bruder?“ „Leidest Du am Fieber?“ „Gedeihen Deine Büffel?“ „O, warum hast Du uns so bald verlassen?“ u. s. w. Heulend stimmen die Weiber in diese Todtenklage mit ein; ihre Gebärden zeugen vom tiefsten Schmerze, ihr ganzer Leib zittert vor Trauer der Seele. Und doch können sie wenige Minuten darauf sich wieder unterhalten, als ob gar nichts geschehen wäre. — Diese Jahresfeier ist also wichtiger als die eigentliche Leichenfeier. Die Badaga, Kohta und Kurumba werden dazu eingeladen und während der Feier bewirthet. In früheren Zeiten wurden oft an die 40 bis 50 Büffel halbtodt gehezt und endlich grausam mit Keulen niedergeschlagen, nachdem man sie in besonders zu diesem Zwecke errichtete Umzäunungen getrieben. Die vielen Unglücksfälle, welche bei solchen Gelegenheiten durch die wüthend gemachten Thiere verursacht wurden, haben diese grausame Unsitte eingeschränkt.

Die Sprache der Toda ist ein Dialekt des Kanarese und von solchen, die mit dieser Sprache einigermaßen vertraut sind, unschwer zu erlernen. Die tiefsten

Brustlaute ihrer Aussprache haben manche Europäer auf den Gedanken gebracht, als handle es sich um eine besondere Sprache. Abgesehen von der auch anderwärts gemachten Erfahrung, daß solche tiefe Brustlaute Bergbewohnern eigenthümlich sind, sollen die Toda sich dieselben im immerwährenden Umgange mit ihren Büffeln angewöhnt haben. In ihren Liedern kommen die unmelodiösesten Töne vor, die mehr dazu angethan erscheinen, ein wildes Thier zu verschrecken als einen Menschen in Schlaf zu lullen, welches letztere ihr Zweck meistens ist. Drei Vierteltheile ihrer Wörter finden sich in den Dialekten der anderen Stämme, und nur die verschiedene Aussprache erweckt den Eindruck, als ob es sich um eine ganz andere Sprache handle. Die Todasprache ist sehr wenig ausgebildet, denn sie hat nur ein Präsens, während Perfectum und Futurum durch Zuhilfenahme von Adverbien gebildet werden.

Dem Christenthume haben sich bisher nur sehr wenige Toda zugewandt. Man kann wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß dies interessante Völkchen nach 100 Jahren völlig von der Erde verschwunden sein wird, wenn nicht viel früher schon, da die Seelenzahl rapid abnimmt. Höchstens für den Fall, daß es der christlichen Mission gelänge, das Laster der Vielmännerei und Unzucht auszurotten und den Stamm aus seiner starren Abgeschlossenheit herauszuführen, wäre es zu denken, daß dem fortschreitenden Aussterben des Stammes durch andere Lebensgewohnheiten und Zuführung neuen Blutes Einhalt gethan werden könnte. Bleiben die Dinge so liegen wie jetzt, so wird im Jahre 2000 kein Toda mehr in den Nilagiris seine Büffel weiden, sondern man wird alsdann das ganze Völkchen im „anderen Districte“ zu suchen haben.

Astronomische und physikalische Geographie.

Ueber die Vertheilung der Sterne mit merklicher Eigenbewegung.

Veranlaßt durch eine Habilitationschrift von Anding, hat H. Kobold eine Arbeit über die Vertheilung der Sterne mit merklicher Eigenbewegung veröffentlicht, der wir nachstehenden Auszug entnehmen.

Die Vertheilung der Sterne bezüglich des Apex hat Kobold schon früher untersucht, indem er die Abstände der zur Bestimmung der Coordinaten des parallaktischen Poles benutzten Sterne von diesem Pole berechnete und die in je 10° Breitezonen fallenden Sterne abzählte. Es ergab sich, daß die Vertheilung der Sterne für beide Seiten des parallaktischen Aequators die gleiche ist, und daß eine Vereinigung beider Hemisphären gestattet ist. So entstand folgende Tabelle:

Abstand vom parallaktischen Pol	Zahl der Sterne	Abstand vom parallaktischen Pol	Zahl der Sterne
0 bis 10	13	50 bis 60	204
10 " 20	46	60 " 70	195
20 " 30	142	70 " 80	233
30 " 40	168	80 " 90	242
40 " 50	152		

Diese Zahlen geben jedoch kein klares Bild der Sachlage, da die Zonen nicht flächengleich sind. Nun hat Kobold die Zonenflächen wirklich berechnet, und zwar unter der Annahme, daß der parallaktische Pol im Aequator liege und daß nur der nördlich vom Parallel von -30° liegende Theil der Zonen für die Beobachtung in Frage komme. Er berechnete also den Flächeninhalt der vom Aequator und dem Parallel von 30° begrenzten Stücke der durch Kreise, die mit den sphärischen Radien $\rho = 10, = 20, = 30$ zc. um den Punkt im Aequator beschrieben sind, gebildeten Kugelcalotten. So entstand folgende Tabelle:

	1/2 Galotte	Auf der Südhalbkugel liegendes Stück	Galotte bis $\delta = -30^\circ$	Beide Galotten	Inhalt der Zonen	Beobachtete Sternzahl	Sternzahl in der Flächen-einheit
$\varrho = 10^\circ$	0,0477	0,0477	0,0955	0,1910	0,1910	13	68
$\varrho = 20^\circ$	0,1894	0,1894	0,3789	0,7578	0,5668	46	81
$\varrho = 30^\circ$	0,4209	0,4209	0,8418	1,6836	0,9258	142	153
$\varrho = 40^\circ$	0,7350	0,6374	1,3724	2,7448	1,0612	168	162
$\varrho = 50^\circ$	1,1222	0,8318	1,9540	3,9080	1,1632	152	130
$\varrho = 60^\circ$	1,5708	1,0198	2,5906	5,1812	1,2732	204	160
$\varrho = 70^\circ$	2,0671	1,2046	3,2717	6,5434	1,3622	195	143
$\varrho = 80^\circ$	2,5961	1,3878	3,9839	7,9678	1,4244	233	164
$\varrho = 90^\circ$	3,1416	1,5708	4,7124	9,4248	1,4570	242	166

Es zeigt sich also, daß die beiden parallaktischen Pole in den sternärmsten Gegenden oder besser in jenen Gegenden des Himmels, wo hellere Sterne mit merklicher Eigenbewegung am seltensten sind, liegen. Das rasche Ansteigen der Zahlen zwischen $\varrho = 20$ und $\varrho = 30$ erklärt sich durch das Vorhandensein in jener Zone der Plejaden und der Krippe, also von zwei ausnahmsweise sternreichen engbegrenzten Stellen des Himmels. Ohne diesen störenden Umstand würde man jedenfalls einen noch deutlicher ausgeprägten Gang in den Zahlen erhalten haben. Eine geringere Anzahl von Sternen mit merklicher Eigenbewegung in der Umgebung der parallaktischen Pole bedarf keiner weiteren Erklärung, da sie eine notwendige Folge des Verschwindens der parallaktischen Bewegung ist, wenn einer dieser Pole als Zielpunkt der Sonnenbewegung anzusehen ist.

Um aber die Vertheilung der Sterne in Bezug auf den Zielpunkt noch im einzelnen genauer überblicken zu können, hat Kobold eine Abzählung von 1405 Sternen vorgenommen, indem er die Sphäre durch um je 10° voneinander abstehende Meridiane und Parallelfreie in 468 Felder theilte. Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß eine von Anding vorausgesetzte ungleiche Vertheilung der Sterne nicht vorhanden ist. Auf die den Polen des parallaktischen Aequators entsprechenden Rectascensionen fällt ein deutlich ausgeprochenes Minimum der Sternzahl und bezüglich der Declination ist die Annahme einer gleichen Vertheilung über die Zone $+60^\circ$ bis -30° , und daß die beiden Polencalotten sternfrei seien, nicht gefastet.

Politische Geographie und Statistik.

Begleitworte zur Colonial- und Weltverkehrskarte.

Unser Kartenbild spricht für sich selbst, so daß ein Commentar zu denselben, wenn er sich nicht in umfangreichen statistischen Angaben ergehen sollte, eigentlich überflüssig ist. Wie schon der Titel der Karte bezeugt, sind auf derselben zweierlei Dinge zur Darstellung gebracht. Fassen wir zunächst die Colonialbesitzungen ins Auge, so sehen wir, daß an der Wende des 20. Jahrhunderts Europa der herrschende Erdtheil ist, sowohl in dem Sinne, daß die weitaus größten Länderräume sich in politischer Abhängigkeit von europäischen Staaten befinden, wie auch in dem weiteren Sinne, daß die von Europa ausgegangene mittelländische Rasse sich im Besitze des größten Theiles der Erde befindet. In Amerika ist schon seit langem alles unter Staaten europäischen Ursprunges, die aus Colonien hervorgegangen, aufgetheilt, Australiens Festland ist gegenwärtig ausschließlich britischer Besitz, in Afrika hat der Wettbewerb europäischer Staaten zunächst fast die gesammten Küstengebiete ihnen unterthan gemacht und von allen Seiten dringen dieselben in das Innere, das sie sich als „Interessensphären“ zutheilen, vor, so daß man glauben könnte, in nicht zu ferner Zeit müßte ganz Afrika europäischer Colonialbesitz sein. Doch ist es klar, daß die ungleich dichtere Bevölkerung Mittel- und Süd-Afrikas als die Americas zur Zeit der Entdeckung den schwarzen Erdtheil gegen eine vollständige Unterwerfung unter die Herrschaft der Europäer länger bewahren wird als dies in Amerika der Fall war; ferner daß der in Afrika stetig fort-

schreitende Islam wohl einer solchen Unterwerfung eine Schranke setzen wird. Deshalb wird die Entwicklung Afrikas auch bis in ferne Zukunft eine ganz andere sein müssen als die Amerikas war. Was Asien betrifft, so läßt sich wohl eine noch weitere Ausdehnung russischer Herrschaft erwarten, aber nur über die menschenarmen Gebiete Central-Asiens, wogegen der Osten wohl seine politische Selbständigkeit noch lange erhalten, aber, wie es in Japan schon vor Jahrzehnten geschah, sich immer mehr dem europäischen Cultureinflusse erschließen dürfte. So sehen wir eine Zeit herannahen, in welcher alle Völker der Erde in ihrer Cultur sich assimiliren werden.

Die Hauptmittel hierzu bilden den zweiten Gegenstand der Darstellung auf unserer Karte. Es sind die ins Großartige gewachsenen Verkehrsmittel der Gegenwart: Eisenbahnen, Dampferlinien und Telegraphen. Selbstverständlich haben nur die wichtigsten derselben, welche für den sogenannten Weltverkehr von Bedeutung sind, Aufnahme gefunden. Eisenbahnen und Dampferlinien ergänzen sich gegenseitig zu Lande und zu Wasser und ermöglichen den Personen- und Frachtenverkehr rund um die Erde. Die Karte läßt uns die Ueberlegenheit der nördlichen Erdhälfte über die südliche auch in dieser Hinsicht erkennen. Während Europa und Nord-Amerika bereits von zahlreichen westlich verlaufenden Bahnen durchquert werden und in Asien der Bau der großen transsibirischen Bahn rüstig voranschreitet, besißt von den südlichen Erdtheilen nur Süd-Amerika einen durchquerenden Schienenweg, wogegen Afrika und Australien solcher Eisenstrassen noch entbehren. Es wird wohl noch eine geraume Zeit währen, bis das westliche und östliche Gestade des tropischen Afrikas durch eine Bahn miteinander verbunden sind, das Gleiche gilt von Australien. Für den Dampferverkehr sind heute noch der Atlantische und der Indische Ocean die Hauptwege, doch gewinnt der Verkehr durch den Pacific immer mehr an Bedeutung. Es ist aber leicht einzusehen, daß der Ausbau neuer transcontinentaler Eisenbahnen auf die Dampferlinien einen verändernden Einfluß nehmen wird. So wird die Vollendung der transsibirischen Bahn gewiß eine Dampferlinie zwischen ihrem östlichen Endpunkte und der Westküste Nord-Amerikas ins Leben rufen, wie eine transafrikanische Bahn einen Theil des Dampferverkehrs, der jetzt noch durch den Suezcanal und den Indischen Ocean nach Afrika geht, nach dem Atlantischen Ocean lenken wird.

Ziel ausgedehnter als die Eisenbahnlinien sind die telegraphischen Verbindungen zu Lande; dieselben dringen in den außereuropäischen Erdtheilen viel weiter landeinwärts als jene, und Australien, welches keine durchquerende Eisenbahn besißt, hat schon seit Jahrzehnten einen transcontinentalen Telegraphen. Dazu kommen die zahlreichen unterseeischen Telegraphen-kabel, welche bereits alle Erdtheile und viele der Inseln untereinander verbinden. Nur dem Großen Ocean fehlt noch ein durchquerendes Kabel; aber wenn auch dasselbe in unserem sinkenden Jahrhundert nicht mehr zu Stande kommt, im Anfange des nächsten wird es gewiß gelegt werden.

Verkehr durch den Suezcanal 1896. Nach der „Revue Scientifique“ gestaltete sich der Verkehr durch den Suezcanal 1896, verglichen mit dem des Jahres 1895, folgendermaßen:

Staaten	Schiffe	Netto-Tonnengehalt	Procent des Tonnengehaltes	Zu- oder Abnahme des Tonnengehaltes gegenüber 1895
Großbritannien . . .	2162	5,817.768	68,0	— 245.000
Deutsches Reich . . .	322	806.279	9,4	+ 113.000
Frankreich	218	532.273	6,2	— 141.000
Italien	230	392.693	4,6	+ 246.000
Niederlande	200	380.404	4,4	+ 15.000
Spanien	62	182.315	2,1	+ 87.000
Oesterreich-Ungarn . . .	71	158.300	1,8	— 8.000
Rußland	47	134.300	1,6	+ 47.000
Norwegen	39	73.840	0,9	— 35.000
Türkei	37	41.289		+ 6.000
Japan	10	30.553		+ 28.000
Portugal	7	5.993	1,0	+ 2.500
Aegypten	2	2.274		—
Belgien	1	1.891		+ 1.891
Sarawak	1	103		—
Zusammen	3409	8,560.275	100	—

Die bedeutende Zunahme des italienischen und spanischen Verkehrs durch den Canal erklärt sich durch die Unruhen in Abyssinien und auf den Philippinen, wie der Rückgang der französischen Schifffahrt gegenüber 1895 aus dem Aufhören des Krieges auf Madagaskar.

Passagiere wurden durch den Canal 308.241 gegenüber 216.940 im Jahre 1895 befördert. Im Jahre 1896 passirten über 74.000 Mann italienische, 27.000 spanische, 20.000 britische, 22.500 türkische, 20.000 französische, 11.700 russische und 10.300 deutsche Truppen den Canal.

Rückgang der Saladero-Industrie in Süd-Amerika. Die Saladero-Industrie am Rio de la Plata und in Rio Grande do Sul ist, wie aus nachfolgenden Zahlen ersichtlich wird, bedeutend in der Abnahme begriffen; denn es wurden geschlachtet:

im Jahre 1892/93	1,991.900	Stück	Vieh
" " 1893/94	1,968.900	"	"
" " 1894/95	1,877.800	"	"
" " 1895/96	1,336.778	"	"

Es sind demnach in den genannten Ländern während der letzten Saison 605.122 Stück weniger geschlachtet worden als vor vier Jahren. Uruguay steht übrigens in der Saladero-Industrie immer noch an der Spitze, denn dort wurden 723.378 Thiere geschlachtet, während in Argentinien deren Anzahl nur 448.400 und in Rio Grande 215.000 betrug. Rechnet man nun den Durchschnittspreis der Thiere zu 40 bis 50 Racionales (60 bis 75 Mark), so haben die Viehzüchter in der letzten Saison einen Verlust von rund 25 Millionen Racionales (38 Millionen Mark) erlitten, der wenigstens, was Argentinien anlangt, dadurch etwas wieder ausgeglichen wird, daß hier in derselben Zeit die Ausfuhr von lebendem Vieh bedeutend zugenommen hat. Auch steht zu erwarten, daß infolge des verringerten Angebotes der Preis des gedörrten Fleisches in die Höhe gehen dürfte. Diese Preissteigerung würde aber auch nur den Saladerobesitzern und nicht den Viehzüchtern zugute kommen. (7)

Verkehr auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Im Jahre 1895/96 sind nach den Mittheilungen des „Archivs für Eisenbahnwesen“ auf den Berliner Stadtbahnstationen 36,494.380 Fahrkarten zum Preise von 5,846.069 Mark ausgegeben worden, gegen 33,517.373 Fahrkarten und 5,580.954 Mark im Jahre 1894/95 und 32,360.035 Fahrkarten und 4,892.435 Mark im Jahre 1893/94. Auf den Ringbahnstationen sind ausgegeben worden 15,368.304 Fahrkarten zum Preise von 2,555.668 Mark gegen 13,510.184 Fahrkarten und 2,197.002 Mark im Jahre 1894/95 und 12,695.548 Fahrkarten und 2,024.322 Mark im Jahre 1893/94. Ein Vergleich der Zahlen des gesammten Stadt- und Ringbahnverkehrs vom Jahre 1885/86 bis 1895/96 ergibt eine Steigerung von 13,862.012 Fahrkarten zum Preise von 2,576.066 Mark auf 51,862.684 Fahrkarten zum Preise von 8,401.757 Mark.

Bevölkerung Algeriens. Nach der Zählung vom 4. März 1896 betrug die Bevölkerung Algeriens 4,394.129 Seelen. Ein Vergleich der einzelnen Bevölkerungselemente nach den Zählungen von 1891 und 1896 ergibt folgende Zahlen:

	1891	1896	Zu- oder Abnahme
Franzosen	267.672 ¹	345.337 ²	+ 38.665 ¹
Spanier	151.859	158.071	+ 6.212
Italiener	39.161	35.539	— 3.622
Malteser	15.675	12.815	— 2.860
Deutsche	3.189	3.319	+ 130
Anderer Nationen	10.036 ²	10.183 ²	+ 147
Mohammedaner (französische Unterthanen)	3,559.687 ²	3,757.917 ²	+ 198.230
Tunisiser und Marokkaner	17.376	17.832	+ 456
Ungeborene Juden	47.459	53.116	+ 5.657
Summe	4,112.114	4,394.129 ²	+ 243.015

Ausländer in den australischen Colonien. Nach der letzten Volkszählung lebten in den sieben australischen Colonien 49.688 in Deutschland geborene Deutsche. Sie vertheilten sich auf die einzelnen Colonien nach folgenden Daten: auf Queensland mit 14.924, auf Victoria mit 10.775, auf Neu-Süd-Wales mit 9565, auf Süd-Australien mit 8553, auf

¹ Ohne Militär. — ² Mit Militär.

Neu-Seeland mit 4663, auf Tasmanien mit 918 und auf West-Australien mit 290. In Oesterreichern und an Ungarn zählten die Colonien 2219, und zwar Neu-Süd-Wales 588, Victoria 586, Neu-Seeland 564, Queensland 247, Süd-Australien 185, West-Australien 29 und Tasmanien 20. Geborene Franzosen lebten in den sieben australischen Colonien 5248, die meisten in Neu-Süd-Wales (2270) und Victoria (1307). Gr.

Der Handel Siams. Der Einfuhrhandel Siams über Bangkok belief sich im Jahre 1895 auf einen Gesamtwert von 19,384,513 Dollars, d. i. um 2,301.057 Dollars mehr als im Jahre 1894. Derselbe ist ganz in den Händen der Engländer. Für 8,733.734 Dollars Waaren kamen von Singapore, für 4,670.761 Dollars von Hongkong, für 2,095.066 Dollars von Bombay und für 783.045 Dollars von China. Die Einfuhr über Singapore betrifft ausschließlich europäische Erzeugnisse, über Hongkong kommen chinesische und japanische Artikel. Am meisten eingeführt werden Gewebe und Kleidungsstücke. Die Ausfuhr Siams von Bangkok bezifferte sich 1895 auf 25,280.600 Dollars, um 611.648 Dollars weniger als im Jahre 1894. Davon gingen nach Hongkong für 10,838.634 Dollars, nach Singapore für 8,661.303 Dollars. Die Ausfuhr nach Europa geht über Singapore, die nach China und Japan über Hongkong. Von dem Hauptproducte Siams, dem Reis, wurden 1895 7,800.000 Bitul (à 60,475 Kilogramm) ausgeführt.

Ausländer in Chile. Die letzten Angaben über die Bevölkerung von Chile weisen als Gesamteinwohnerzahl die Ziffer von 3,130.815 auf; darunter sind die einzelnen europäischen Nationalitäten durch folgende Zahlen vertreten: Deutsche circa 7000, Engländer 5500, Franzosen 4500, Italiener 4500, Spanier 3000 und Schweizer 1500. (7)

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Giovanni Caboto.

Zur Erinnerung an die Entdeckung Nord-Amerikas durch denselben im Sommer 1497.

Von Dr. W. Wolkenhauer (Bremen).

In diesem Sommer 1897 sind 400 Jahre verflossen gewesen, seitdem Giovanni Caboto zum erstenmale die Küste der Neuen Welt erreichte. Canada, Neufundland und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erblickten in diesem kühnen Seefahrer „ihren“ Columbus und haben deshalb mit England, von dem die Entdeckung ausging, die 400. Wiederkehr des Entdeckungsjahres in mannigfacher Weise gefeiert. Unsere „Mundschau“ aber bietet aus Anlaß dieser Jubelfeier ihren Lesern an dieser Stelle die kurze Schilderung des kühnen und glücklichen Seefahrers und seiner erfolgreichen Entdeckungsfahrt.¹

Die Kunde von der großartigen Entdeckung des Christoph Columbus im Jahre 1492 hatte sich bald über Europa verbreitet und überall großes Aufsehen erregt. Deshalb mußte denn auch der Gedanke, von den Küsten Europas auf nordwestlicher Fahrt einen Weg nach China und Indien aufzusuchen, zuerst und besonders in England, als dem für ein solches Unternehmen am günstigsten gelegenen Lande, bald einen günstigen Boden finden und waren deshalb die englischen Kaufleute die ersten, welche auf dem Plane erschienen. Der Träger des Gedankens einer nordwestlichen Fahrt nach Asien aber war Giovanni Caboto, ein Italiener, und zwar ein Landsmann des Columbus.

Giovanni Caboto, oder John Cabot, wie ihn die Engländer nennen, wird von seinen Zeitgenossen allgemein als ein Genuese bezeichnet, dessen Wiege am ligurischen Strande in Castiglione oder Savona stand. Im Jahre 1461 siedelte er nach Venedig über, wo er am 28. März 1476 das Bürgerrecht (privilegium civilitatis de intus et extra) erhielt, nachdem er, wie das Gesetz vorschrieb, 15 Jahre in der Stadt ansässig gewesen war. Wahrscheinlich

¹ Wir benutzen hierzu: S. Ruge, Das Zeitalter der Entdeckungen, Berlin 1881; desselben Verfassers Aufsatz „Die Entdeckung Nord-Amerikas durch Giovanni Caboto im Sommer 1497“ im „Globus“, Bd. LXXII, Nr. 1; Clemens Martzham, Fourth Centenary of the Voyage of John Cabot 1497 im Geographical Journal, Bd. IX, Nr. 6, 604—620; Rudolf Cronau, Amerika. Die Geschichte seiner Entdeckungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit, Leipzig 1892. — Da ein beglaubigtes Bildnis Giovanni Caboto's nicht existirt, geben wir diesem Aufsatze ein Porträt seines weiter unten erwähnten Sohnes Sebastian bei.

um 1490 begab sich Cabot mit seinen drei Söhnen Ludovico, Sebastiano und Sancto nach England, wo er sich in Bristol niederließ, um von hier seine Entdeckungsfahrten zu betreiben, denn Bristol stand als Handelsplatz damals London zunächst.¹ Schon seit 1491 wurden von Bristol alljährlich zwei oder drei Caravellen ausgesendet, um die Insel „Brasil“ und das westwärts von Irland gelegene Land zu suchen.

Bis zum Jahre 1496 waren die Kosten zu den Westfahrten lediglich aus Privatmitteln bestritten, dann aber stellte König Heinrich VII. dem Giovanni Caboto am 5. März 1496 ein königliches Patent aus, das ihn zu den Entdeckungsfahrten autorisirte. Die Nachrichten über Caboto's Fahrt sind sowohl was Art als Zeit der Entdeckung betrifft, sehr dürftig, von ihm selbst ist nichts Schriftliches erhalten; was darüber bekannt geworden ist, findet sich in einigen Berichten der fremden Gesandten und Agenten.

Als erwiesen darf heute angenommen werden, daß Caboto von Bristol im Anfang Mai 1497 zu seiner ersten erfolgreichen Expedition über den Ocean ging, und zwar auf einem kleinen, mit nur 18 Personen bemannten Schiffe „Matthew“ und anfangs August 1497 nach Bristol zurückkehrte.²

Ueber den Verlauf der Reise giebt ein noch erhaltener Brief des venetianischen Kaufmannes Lorenzo Basqualigo Kunde, der sich in London aufhielt und am 23. August 1497 an seine Brüder in Venedig schrieb:

„Der Venezier, unser Landsmann, der mit einem kleinen Schiffe von Bristol auslief, um neue Inseln zu entdecken, ist wieder zurück und sagt, er habe nach einer Fahrt von 700 Leguas (spanische Meilen) das Festland (natürlich von Asien, denn ein anderes Land hatte ja auch Columbus nicht zu finden erwartet), das Reich des Grau Cam entdeckt und sei 300 Leguas daran hingefahren und gelandet, aber ohne einen Menschen zu sehen. Er war drei Monate weg und sah auf dem Rückwege noch zwei Inseln, aber er landete nicht mehr aus Mangel an Zeit. Caboto ist nach Bristol mit Weib und Kindern übergesiedelt. Er hat ein großes Kreuz in dem neuentdeckten Lande aufgepflanzt, mit den Bannern Englands und St. Marcus.“

Eine weitere höchst wichtige Mittheilung zu Cabot's Reise liefert ein Brief des am englischen Hofe weilenden Agenten des Herzogs von Mailand, des Raimondo de Soncino, vom 18. December 1497, der etwas über den Kurs des Schiffes enthält und der auch erkennen läßt, daß Soncino von Cabot selbst mündliche Mittheilungen erhalten hat. „Der König von England,“ schreibt Soncino, „hat durch Joanne Caboto einen Theil von Asien besetzen lassen. Er fuhr auf einem kleinen Schiffe mit 18 Mann von Bristol aus. Als er Irland passirt hatte, steuerte er nordwärts und begann nach dem östlichen Theile (nämlich von Asien) zu segeln und hatte den Nordpol zur rechten (d. h. er steuerte dann wieder nach Westen). Da entdeckte er Land und nahm es für den König in Besitz. Dem armen Fremdlinge Messer Joanne würde man nicht geglaubt haben; aber seine fast nur aus Engländern bestehende und aus Bristol stammende Mannschaft bestätigte die Entdeckung. Caboto hat auf einer selbst gezeichneten Karte und auf einem Globus dem Könige die Lage der neuen Entdeckung gezeigt. Das Land ist ausgezeichnet, man hofft dort Farbhölz (Brasil) und Seide zu finden. Man wäunte sich ja an der Küste Ost-Asiens.) Die See wimmelt von Fischen, man braucht sie nun nicht mehr von Island zu holen. Im nächsten Zuge will Caboto nach Jipango (Japan) vordringen. Der König will ihm alle Sträflinge mitgeben, um drüben eine Colonie zu gründen. In Bristol ist man für die Unternehmung begeistert und meint,

¹ Sir Clemens Markham sagt in seinem Vortrage „Fourth Centenary of the Voyage of John Cabot, 1497“ (Paper read at the Royal Geographical Society London, 12. April 1897, vgl. Geographical Journal, Bd. IX, Nr. 6, 1897): „He (Cabot) came to England, with his wife and three sons, at some time before the year 1496, but not long before, for he was probably in Spain at the time when the projects of Columbus were under discussion.“

² Früher wurde vielfach auf Grund einer immer noch unter Sebastian Cabot's Namen laufenden berühmten Weltkarte von 1544 das Jahr 1494 statt 1497 als das Jahr der Entdeckung angenommen. Es ist aber in dem Werke von S. Harrisse, Jean et Sebastian Cabot (Paris 1882) nachgewiesen, daß die Zahl 1494 auf einem Irrthume beruht und daß die Ziffer 1497 heißen soll. Vgl. auch Nuge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881, S. 501, und desselben Aufsatz in „Globus“, Bd. LXXII, Nr. 1 (3. Juli 1897). Es mag aber doch auch darauf hingewiesen sein, daß in der Discussion, die sich an den erwähnten Vortrag von Cl. Markham angeschlossen, von einer Seite die Vermuthung ausgesprochen wurde, daß Cabot's Reise vom Mai 1496 bis August 1497 stattgefunden, also ein Jahr und drei Monate gedauert habe, weil die von Cabot zurückgelegte Wegstrecke (700 Leguas + 700 Leguas für die Rückreise + 300 Leguas Küstenschiffahrt) innerhalb des Zeitraumes vom 3. Mai bis 5. August = 94 Tagen für die damalige Zeit sehr unwahrscheinlich sei.

da man einmal den Weg kenne, brauche man von Irland aus nur 14 Tage Fahrt dahin.“ Ueber den Kurs, den der „Matthew“ nahm, haben wir keine weiteren Nachrichten als die im obigen Briefe enthaltenen dürftigen Notizen. Auch über den Ort der ersten Landung ist man völlig im Unklaren; die einen (u. a. J. R. Forster, Murray) erklärten sich für Neufundland, andere (J. G. Kohl, M. Humboldt, Harrisse u. a.) stimmten für Labrador und die dritten (G. Markham, Dawson u. a.) für Cap Breton.

Nach der Natur des Landes hat nach Professor S. Ruge's Ausführung im „Globus“ die dritte Ansicht am meisten für sich. Das entdeckte Gebiet muß in einem gemäßigten Klima gelegen sein. Zwar springt Neufundland viel weiter nach Osten vor und kann von Europa aus eher erreicht werden; aber wenn Caboto nicht so weit nördlich steuerte, konnte ihn die Meeresströmung auch, ohne daß er G. Race in Neufundland sah, gerade nach Cap Breton geführt haben. Die zwei größeren Inseln, die er auf dem Rückwege sichtete, können recht



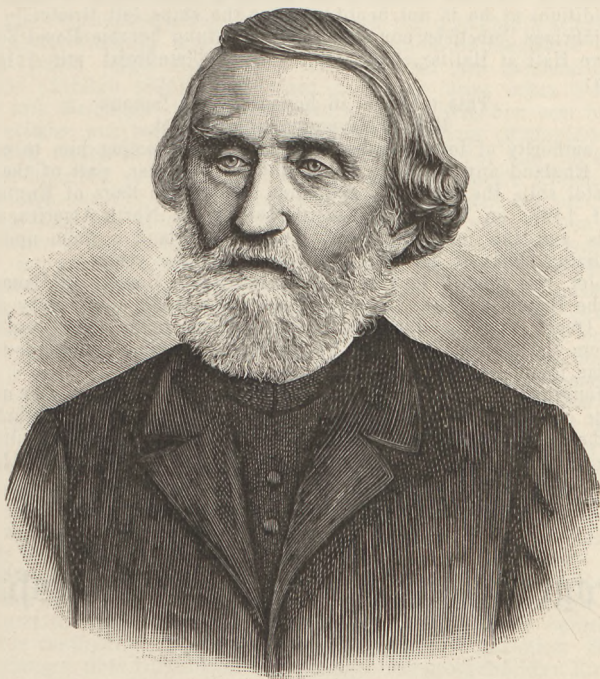
Sebastiano Caboto.

wohl Theile von Neufundland gewesen sein; denn es ist ja bekannt, daß erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts diese Insel als eine zusammenhängende Landmasse dargestellt wurde, während man sie vorher als eine Inselgruppe zeichnete, die anfangs aus vielen Eilanden bestand, bis sich alle schließlich zu einem Laude zusammenfauden.

H. Harrisse hat in seinem neuesten Werke (John Cabot the discoverer of North America and Sebastian his son. London 1896) die Ansicht ausgesprochen, daß die Nachbarschaft von Cap Chudleigh (Chidley, Labrador) am meisten im Detail der ersten Landungsstelle entspreche. Dagegen wendet sich aber, wie man bekennen muß mit gewichtigen Gründen, S. G. Dawson (Proceed. R. Soc. of Canada. 1896). Gegen die Annahme von Cap Breton hatte Harrisse eingewendet, daß im Juni und Juli die Schifffahrt rund um Neufundland und den Lorenggolf durch Nebel, Eisberge und Strömungen gehemmt sei, und daß daher Caboto das Cap Breton zu der Zeit nicht gut habe erreichen können. Aber die Eisverhältnisse sind gerade dem Punkte, den Harrisse als Landungsplatz annimmt, am allerungünstigsten. Im Jahre 1886 fand der Capitän des „Alert“ noch am 2. Juli weit südlich von Cap Chidley

ein mächtiges Eisfeld 15 englische Meilen weit an der Küste zusammengeschoben und davor noch einen 10 englische Meilen breiten Saum von Eisbrei. Dagegen beschreibt Caboto das gefundene Land als ausgezeichnet und von mildem Klima, das Meer wimmelte von Fischen. Auch die Nachbarschaft von Cap Chibley ist reich an Fischen, und das hat wahrscheinlich Harrisse in seiner Annahme bekräftigt.

Allein nach Prof. Hind's Beobachtungen kommt der Kabeljau nicht vor Mitte August nach dem genannten Vorgebirge, und um jene Zeit, ja schon früher, wenigstens am 10. August, war Caboto bereits wieder in London. Es muß demnach nothwendigerweise ein südlicherer Landungsplatz angenommen werden. Ob wir ihn aber gerade auf Kap Breton zu suchen haben, bleibt fraglich und wird es immer bleiben. Die Entdeckung der reichen Fischgründe bei Neufundland war aber jedenfalls zunächst das wichtigste Ergebnis der Fahrt, das alsbald auch von Basken, Briten und Bretonen ausgebeutet wurde.



Dr. Ernst Happ.

In den älteren Darstellungen der Entdeckungsgeschichte wird meistens als der Tag der Landung der 24. Juni angegeben, denn dieses Datum findet sich in der langen Legende auf der schon erwähnten Karte vom Jahre 1544, die uns in spanischer und lateinischer Sprache die Entdeckung schildern soll. Da nun aber die neuere historische Kritik den Inhalt dieser Kartenlegenden gänzlich verworfen hat — schon oben wurde das angeführte Entdeckungsjahr 1494 statt 1497 als Fehler bezeichnet — so kann auch der 24. Juni nicht als ein sicheres Datum für die Landung angesehen werden; wir wissen also weder den Landungsort noch das Datum, an dem Giovanni Caboto die Küste der Neuen Welt erreichte; unzweifelhaft hat er aber das Festland der Neuen Welt zuerst erblickt, denn Columbus sah dieses erst an der Küste von Baria auf seiner dritten Reise im August des Jahres 1498.

Caboto wurde in England wegen seiner Entdeckung glänzend aufgenommen; er erhielt aus der königlichen Cassé für die Entdeckung der neuen Insel 10 Pfund Sterling ausbezahlt und eine jährliche Pension von 20 Pfund Sterling. Durch königliches Patent ermächtigt, ging er, soweit aus den sehr dürftigen Quellen zu ersehen ist, im Mai des nächsten Jahres

1498, mit dreihundert Mann und fünf Schiffen aufs neue unter Segel. Ob sein Sohn Sebastian an dieser Expedition, wie bislang vielfach angenommen wurde, theilnahm, ist nach neueren Forschungen sehr zweifelhaft, wie denn über diese zweite Fahrt Caboto's überhaupt nur wenig bekannt ist. Aus der Stellung der englischen Wimpel auf Cosa's Karte von 1500 läßt sich vielleicht vermuthen, daß die Fahrt gegen Südwest bis etwa zum Cap Hatteras führte.

Die weiteren Schicksale Giovanni Caboto's nach dieser Fahrt sind in tiefes Dunkel gehüllt, er verschwindet vollständig vom Schauplatz und wir wissen nicht, wann und wo er gestorben ist. Sir Clements Markham faßt sein Urtheil über Giovanni Caboto in folgender Weise zusammen: „He was a scientific seaman and a good cartographer, energetic, brave, and persevering, for these qualities were necessary for the accomplishment of the enterprise he undertook. He must also have combined his practical abilities with imagination and some enthusiasm. A foreigner, and at first unknown, he must have possessed the faculty of winning the confidence of his men, and of gathering round him the most able and during seamen of the time. John Cabot probably died early during the progress of the second expedition, as he is not heard of after the ships left Bristol.“

Zur 400jährigen Jubelfeier von Caboto's Entdeckung hat die Royal Society of Canada in der Legislative Hall at Halifax, Nova Scotia, eine Metalltafel mit folgender Inschrift aufhängen lassen:

This tablet is in honour of the famous
Italian Navigator, John Cabot,

who, under the authority of letters patent of Henry VII., directing him to conquer, occupy, and possess for England any lands he might find in whatever part of the world they be, sailed in a Bristol ship, the Matthew, and first planted the flags of England and Venice, in the June of 1497, on the north-eastern seaboard of North America, and by his discoveries in this and the following year, gave to England a claim upon the continent, which the colonizing spirit of her sons made good in later years.

This tablet was placed in this hall by the Royal Society of Canada, in the June of 1897 when the British Empire was celebrating the sixtieth anniversary of the accession of Her Majesty Queen Victoria, during whose beneficent reign the Dominion of Canada has extended from the shores first seen by Cabot and English sailors, four hundred years before, to the far Pacific coast.“

Ein Neufundlandcomité beabsichtigt auch, Cabot auf Cap Race oder an einem anderen geeigneten Plage ein Denkmal, ein „Cabot Lighthouse“, zu errichten. Würde auch Cabot's Name ohne solches Denkmal weiter glänzen in der Geschichte jenes denkwürdigen Zeitalters der Entdeckungen, so wird dasselbe doch ein Denkmal sein für die Dankbarkeit der Nachwelt gegen ihre großen Männer.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Dr. Ernst Kapp.

Vor mehr als fünfzig Jahren, im Jahre 1845, erschien unter dem Titel: „Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhang“ ein Buch, das mit zu den Hauptwerken der Karl Ritter'schen Schule gehört. Der Verfasser dieses geistreichen und in der Entwicklungsgeschichte der geographischen Wissenschaft immerhin bedeutamen Werkes, Professor Dr. Ernst Kapp, ist am 30. Januar 1896 in dem hohen Alter von 88 Jahren in Düsseldorf gestorben.¹ Obgleich das genannte Werk im Jahre 1868 noch einmal in einer neuen Auflage erschien, der Name E. Kapp auch von Friedrich Nagel in seiner Anthropographie öfter citirt wird, so ist der heutigen jungen Generation von Geographen der Name und das Werk Kapp's wohl nur wenig bekannt. Umfomehr betrachte ich es aber, nachdem mir jetzt einige ausführlichere Mittheilungen über den Verstorbenen in die Hände gekommen sind, als eine dankenswerthe Aufgabe, dem echten Jünger Karl Ritter's und dem Verfasser der „Philosophischen Erdkunde“, dessen Lebenslauf in vieler Beziehung ein ungewöhnlicher und interessanter gewesen ist, hier an dieser Stelle ein Wort der Erinnerung zu widmen.

¹ Erwähnt sei, daß auch noch ein anderer großer Jünger Karl Ritter's, Ernst Curtius, in demselben Jahre, am 11. Juli, gestorben ist.

Ernst Rapp entstammte einer alten Beamtenfamilie; er wurde am 15. October 1808 in dem bayerischen Marktleden Ludwigstadt in Oberfranken als jüngster Sohn von zwölf Geschwistern dem dortigen Justizamtmanne geboren. Beide Eltern verlor Ernst Rapp in frühem Jugendalter und er verlebte eine wenig freudenreiche Jugend. Während seiner letzten Schuljahre war er im Hause seines älteren Bruders Friedrich, der Director des Gymnasiums in Hamm in Westfalen war. Siebzehnjährig bezog er die Universität Bonn, wo er Philologie studirte. Nach dreijährigem Studium kam er dann an das Gymnasium in Hamm und bereits am 4. October 1830, also eben 22 Jahre alt, trat er als Ordinarius der Quinta beim Gymnasium in Minden (in Westfalen) ein, an dem er hierauf bis 1848, zuletzt als erster Oberlehrer und Prorektor, als vortrefflicher Schulmann wirkte. Schon früh hat Rapp sich literarisch beschäftigt. Nach dem Schulprogramm von Minden vom Jahre 1831 hatte er bereits bei seiner Anstellung mehrere Abhandlungen wissenschaftlichen und ästhetischen Inhaltes und eine Schrift: „De re navali Atheniensium“ veröffentlicht. Die Geographie scheint dann sein besonderes Studienfach geworden zu sein. Schon 1831 schrieb er einen „Beitrag zur Begründung eines sicheren Ganges des geschichtlich-geographischen Unterrichtes, mit besonderer Rücksicht auf die untere Gymnasial-Bildungsstufe“ (Minden 1831) und zwei Jahre später folgte eine Arbeit über „Einheit des geschichtlich-geographischen Schulunterrichtes“ (Minden 1834); auch einen „Leitfaden beim ersten Schulunterrichte in der Geographie und Geschichte“ veröffentlichte er in dieser Zeit, von dem bereits 1835 eine zweite Auflage erschien und der 1870 noch eine siebente Auflage (Braunschweig, G. Westermann) erlebte. Wir liegen diese Schriften nicht zur Einsicht vor und ich vermag deshalb kein Urtheil über dieselben zu fällen; jedenfalls bezeugen sie Rapp's lebhaftes Interesse für die Geographie schon aus den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit her und deuten die Titel derselben an, daß Rapp den historischen und geographischen Unterricht, wie das ja in jener Zeit, wo Karl Ritter in Berlin das Haupt einer neuen Geographischschule wurde, nicht anders zu erwarten ist, eng zu verbinden suchte. Im Osterprogramm des Gymnasiums zu Minden von 1836 veröffentlichte G. Rapp unter dem Titel: „De incrementis quae ratio doctendae in scholis historiae et geographiae cepit. Scripsit Ernestus Rapp“ ein Verzeichniß der die Methodik des Unterrichtes in der Geographie betreffenden Literatur, von dem Joh. Gottfr. Lübbe in seiner „Geschichte der Erdkunde“ sagt: „Für die Geschichte der Methodik der Erdkunde besitzen wir nur ein einziges Fragment in G. Rapp's „De incrementis etc.“, durch welches zum wenigsten einen neuen wissenschaftlichen Zweig auszubilden Rapp die erste Veranlassung gegeben hat“. Rapp's Verzeichniß umfaßt nur 82 Nummern, Lübbe selbst gab dann bekanntlich 1849 unter dem Titel: „Die Geschichte der Methodologie der Erdkunde“ eine ausführliche Zusammenstellung. Erwähnenswerth ist, daß in demselben Jahre, 1836, der oben erwähnte ältere Bruder unseres Ernst Rapp, der Director Friedrich Rapp in Hamm, einen „Lehrgang der zeichnenden Erdkunde für gelehrte, Kriegs- und höhere Bürgerschulen mit 24 Karten“ (Minden 1836) herausgab, in dessen 76 Seiten langer Vorrede er sich die Priorität der Aufstellung der Constructionsmethode vor Sven Agren vindicirt, indem er sein Kartenzeichenverfahren bereits 1821 der Pariser Société des méthodes d'enseignement infolge eines von derselben ergangenen Preisauschreibens für die beste Methode irgend eines Unterrichtsgegenstandes in französischer Ausarbeitung vorgelegt habe (vgl. H. Trampler, Die constructive Methode des geographischen Unterrichtes. Wien 1878, und Lehmann, Vorlesungen über Hilfsmittel und Methode des geographischen Unterrichtes. Halle 1894). Da wir den älteren Bruder hier auch eifrig mit der Geographie beschäftigt finden, so dürfen wir deshalb vielleicht vermuthen, daß die Anregung zu geographischen Studien von diesem auf den jüngeren Bruder übergegangen ist. Besonders Karl Ritter's Schriften und Hegel's Philosophie, dann die Arbeiten von V. G. Mendelssohn (Germanisches Europa), Selten, Zeune, K. v. Raumer, Berghaus, Rougemont (Geographie des Menschen), Fr. Hoffmann und Leo scheinen in den nächsten Jahren ein Hauptgegenstand seiner Studien gewesen zu sein, als deren Frucht dann im Jahre 1845 das bereits im Eingang genannte Werk: „Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschengeschlechtes nach ihrem inneren Zusammenhange“ (Braunschweig 1845, George Westermann. 2 Bände, gr.-8., 321 und 447 Seiten) erschien. Das Werk zerfällt in eine Einleitung (S. 1 bis 32) und drei Theile: Die physische Geographie, die politische Geographie und die Culturgeographie. Als ein geistreicher Anhänger des großen Meisters Karl Ritter sucht Ernst Rapp hier dessen Probleme zu beantworten. „Was Ritter im Grunde bezweckte, war eine geographische Teleologie, d. h. die Gestaltung des Trockenen und Flüssigen auf unserem Planeten erschien ihm als ein durchdachter, lange vorbereiteter Bau, dessen physische Wirkung den Gang der Geschichte beherrschte, so zwar, daß oft ganz örtliche Gliederungen der Länder auf einer gegebenen Entwicklungsstufe den Zauber übten, zu denen sie angelegt, gleichsam prädestinirt waren“ (C. Bessel). Nach Rapp's

Auffassung hat deshalb „die philosophische Erdkunde, indem sie sich ihren Weg von dem successiven Auftreten und Bekanntwerden der Erdräume als Grund und Boden staatlichen Lebens vordrehen läßt, nachzuweisen, daß der Gang der Darstellung der Weltgeschichte von dem Zusammenhange bedingt wird, in welchem die verschiedenen Erdräume als Naturzeiten der Staaten stehen.“ In diesem Sinne und vom Standpunkte der Hegel'schen Philosophie aus sucht Kapp nun auch nachzuweisen, wie der Entwicklungsgang der menschlichen Gesittung von der Natur der Erdfesten beherrscht worden ist. Als Lenker der menschlichen Gesittung erscheint ihm das Wasser, und darum unterscheidet er in der Weltgeschichte eine potamisch-orientalische, eine thalassisch-classische und eine ozeanisch-germanische Welt, d. h. es entstehen Staaten zuerst an großen Strömen, dann an einem Mittelmeere und endlich an einem offenen Weltmeere. J. Spörer urtheilt in seinem bekannten Aufsatz „Zur historischen Erdkunde“ (Geographisches Jahrbuch, IV. Band, 1872) über das Werk: „Der zweite Theil bietet, was geistige Durchdringung, Belebung und Gestaltung des historisch-geographischen Stoffes betrifft, das Beste, was wir überhaupt nach dieser Seite hin besitzen; der dritte Theil entwickelt zum erstenmal allseitig und erschöpfend den Begriff der Cultur-geographie“.

Nach mehr als zwanzigjähriger Frist, nachdem der Verfasser siebzehn Jahre in Texas angesiedelt gewesen war, erschien im Jahre 1868 die „Philosophische Erdkunde“ stark umgearbeitet noch einmal in zweiter Auflage unter dem kürzeren und einfacheren Titel „Vergleichende allgemeine Erdkunde“ (XVI, 704 S.). Oskar Feischel widmete dieser neuen Auflage in seiner Zeitschrift „Ausland“ (1869, Nr. 9) einen eigenen Aufsatz unter dem Titel „Ueber die Beziehungen zwischen Geschichte und Erdkunde“. Spörer's in Aussicht gestellte eingehende Förderung des Ganges der Kapp'schen Darstellung im Zusammenhange mit Hegel's Einleitung zur Philosophie der Geschichte ist leider, soviel mir bekannt, nicht erschienen.

Neben seiner Thätigkeit als Schulmann und seinen philosophischen und geographischen Studien wirkte Ernst Kapp zu Ende der Vierzigerjahre aber auch noch als ein echter Volksmann in der Bewegung der Geister gegen den starren Absolutismus mit und ließ jeder vernünftigen Reformbewegung sein bereedtes Wort. Der insolge hiervon eingetretenen Zurücksetzung und Nichtbeförderung müde, legte er 1849 sein Amt als Professor und Prorector am Gymnasium zu Minden nieder und wanderte mit Frau und Kindern nach Texas aus. „Von jeher begeistert für alles, was humane Bildung heißt, aber Feind jeder knechtischen Form ihrer Ausübung, Todfeind jeder Schablonendressur des Geistes, scheidete ich freiwillig aus meinem Lehramte. Der ehrliche Mann erhält sich das Bewußtsein der Wahrheit gegen sich und andere um jeden Preis. Unbeirrt durch achtungswerthe Anträge, welche mir anderwärts ein Auskommen versprechen, verlasse ich Deutschland, um zunächst, Bequemlichkeit mit Mühsal, die gewohnte Feder mit dem ungewohnten Spaten vertauschend, als freier Mann meinen Fuß auf freie Erde zu setzen.“

Auch Kapp's älterer Bruder Alexander, Director des Gymnasiums zu Soest (in Westfalen) verließ Deutschland und ging nach der Schweiz, und sein Neffe Friedrich Kapp, der spätere bekannte Geschichtschreiber und Reichstagsabgeordnete, wanderte ebenfalls kurz nachher, nachdem er sich 1848 an dem Septemberaufstande in Frankfurt a. M. theilhaftig hatte, nach den Vereinigten Staaten von Amerika aus. Ernst Kapp ließ sich in Sisterdale (in Texas) als Farmer nieder und wurde hier nun ein Pionnier des Deutschthums. Hier rodet er die deutsche Gelehrte den Urwald, trieb Viehzucht, baute Wagen u. dgl.; einige Kenntniss des Schmiedens, des Wagenbaus und der Tischlerei hatte sich der Verfasser der „Philosophischen Erdkunde“ und der spätere Bearbeiter der „Grundlinien einer Philosophie der Technik“ vor seiner Abreise aus der Heimat in den Werkstätten der Handwerker angeeignet. Durch Briefe und Zeitungen blieb Kapp mit Deutschland in geistigem Verkehr und mancher politische Flüchtling hat durch seine Vermittlung ein Asyl gefunden. Später, als er längst wieder in die deutsche Heimat zurückgekehrt war, gedachte er doch noch gern dieser Farmerjahre und glaubte auch diesen die Anwartschaft auf sein langes rüstiges Leben zu verdanken.

Im Jahre 1865 kam Dr. Kapp besuchshalber nach Deutschland und sein Besuch zog sich bis zum preussisch-österreichischen Kriege im Sommer 1866 hin. Infolge der hierdurch hervorgerufenen politischen Umgestaltung und auch wohl aus Familienrücksichten entschloß sich Kapp, in Deutschland zu bleiben. Er ließ sich in Düsseldorf nieder und lebte hier nun, vom öffentlichen Leben sich fernhaltend, nur seinen wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1868 erschien, wie schon oben erwähnt, die zweite Auflage seiner „Vergleichenden allgemeinen Erdkunde“ und im Jahre 1877 veröffentlichte er noch ein neues Werk „Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur aus neuen Gesichtspunkten“ (Braunschweig, George Westermann, 1877; XVI, 360 S.). Kapp versucht darin darzulegen, daß die Entstehung und Vervollkommenung der aus der Hand des Menschen stammenden Werkzeuge als erste Bedingung seiner Entwicklung zum Selbstbewußtsein anzusehen sei.

Von den sechs Kindern Kapp's leben noch vier; zwei in Texas verheiratete Töchter, ein Sohn in Düsseldorf, der sich als Ingenieur einen angesehenen Namen erworben hat, und eine Tochter, welche seit dem Tode der Mutter dem alten Vater während der letzten Jahre eine treue Stütze gewesen ist.

Körperlich und geistig rüstig und rege bis in sein hohes Alter, starb Dr. Ernst Kapp nach nur eintägiger Krankheit schmerzlos und sanft am 30. Januar 1896. Sein Ruhm wird für immer bleiben, als der Erste und der Letzte den Aufbau der „historischen Erdkunde“ im Geiste Ritter's und Hegel's unternommen zu haben.

Bremen.

W. Wolkenhauer.

Todesfälle. Geheimer Regierungsrath Professor Wilhelm Liebenow, verdienter Kartograph, am 13. October 1822 zu Schönfließ in der Provinz Brandenburg geboren, ist am 21. Juli 1897 zu Schöneberg bei Berlin gestorben.

In Kasan ist am 19. August 1897 der deutsche Orientalist und Professor der orientalischen Facultät an der Universität zu Kasan, J. Gottwald, im Alter von 80 Jahren gestorben. Gottwald kam im Jahre 1841 von Breslau, wo er an der Universität wirkte, nach Rußland, wo er bis zu seinem nun erfolgten Tode verblieb.

Adolf Deboß, Astronom in Antwerpen, der 1864 aus eigenen Mitteln dort eine Sternwarte begründete, welche sich eines weiten Rufes erfreute, Erfinder verschiedener wissenschaftlichen Instrumente, starb daselbst gegen Ende der zweiten Augustwoche 1897.

Der polnische Anthropologe Theophil Chudzinski ist am 18. Juni 1897 im Alter von 55 Jahren gestorben. Seine Arbeiten sind im Bulletin der Pariser Anthropologischen Gesellschaft und in der „Revue d'Anthropologie“ veröffentlicht.

Dr. F. J. Elliott, welcher im Jahre 1895 die Eber'sche Expedition im centralen westlichen Australien als Arzt begleitete, wurde von Eingeborenen in West-Afrika mendlings getödtet.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Asien.

Eine neue Eisenbahn im russischen Turkestan. Zu den umfassenden und langsam, aber wohlüberlegten und durchdachten Vorbereitungen Rußlands im Gegensatz zu dem oft energischen, aber meist nur stoßweise vollbrachten Vorschreiten der Engländer zur Sicherung ihrer indischen Grenzgebiete, welche mehr einen defensiven, bestrafenden Charakter aufweisen, wobei doch der aggressive, dem Asiaten allein imponirende Zug fehlt — gehört russischerseits das Fertigmachen einer Eisenbahn von Merw südwärts nach der afghanischen Grenze in der Richtung auf Herat. Diese neue Merw-Kuschkin genannte Bahnstrecke durchschreitet auf mehr als 300 Werst Ausdehnung die Oasen Merw, Zolotan und zum Theile die von Bend und endigt an der afghanischen Grenze am Militärposten von Kuschk. Ihre Richtung ist vorgezeichnet durch den Lauf des Flusses Murgab und des in ihn mündenden Kuschk, wo gegenwärtig bereits eine Poststraße besteht. Die Oase von Merw, die von West nach Ost von der transkaspischen Grenze durchschnitten wird, erhält nun eine neue Durchquerung von Nord nach Süd. Den Murgab aufwärts gehend, berührt die neue Bahn nach etwa 60 Werst die Ortschaft Zolotan, den Centralpunkt des gleichnamigen Bezirkes, welcher von einem Stamm der Turkmene, den Schar-Kamysch (gelbes Schilfrohr), in der Zahl von 20.000 Seelen bewohnt wird. Hinter Zolotan geht die Bahn zum Theile durch fruchtbares, zum Theile durch sandiges Gebiet, ohne entweder russische oder einheimische Orte zu finden. Nur vereinzelte Stationshäuser in der tahlen Steppe bilden die einzige Abwechslung in der einförmigen Gegend. Uebrigens giebt es doch einen Punkt, der in früherer Zeit eine ziemlich wichtige Rolle in dem Vorschreiten der Russen gebildet hat: die Ortschaft Scharj-Tash an der afghanischen Grenze, wo früher ein Bataillon im Quartier lag und eine kleine Kirche errichtet worden war, welche jetzt nicht mehr besteht, wo aber eine Poststation eingerichtet war, die noch in Thätigkeit ist. In den leer gewordenen Kasernen ist gegenwärtig nur ein Zug Infanterie stationirt. In der Entfernung von etwa 200 Werst von Merw führt die Bahn bei Tash-Köpri (feinerne Brücke) vorbei, wo 1885 die bekannte Affaire mit den Afghanen stattfand. Zur Erinnerung an den Sieg der russischen Abtheilung ist auf einem Hügel in 1/2 Werst Entfernung ein Denkmal errichtet worden, auf Kosten der Beteiligten und des Chefs des Landes, des Generalleutenants

Europatkin. Bei Tsch-Köpri theilt sich der gegenwärtige Postweg in zwei Richtungen: die eine, die Hauptstraße, etwa 100 Werst lang, geht längs des Kuschk zum gleichnamigen Posten, die andere in der Richtung nach Osten erreicht nach 20 Werst den Centralpunkt des Bezirkes von Peid und der Dase — die Ortschaft Tachtabajar mit einem Zollamte für Ein- und Ausfuhr von und nach Afghanistan. Ohne Zweifel wird Tachtabajar in wenigen Jahren mit der Merw-Kuschk-Bahn verbunden sein, welche vorläufig nur zum Posten von Kuschk führt. Die Gegend ist hier Wüste und wird nur von Viehnomaden durchzogen. Auf 4 Werst Entfernung vor dem Posten von Kuschk ist im Jahre 1892 eine große russische Ansiedelung angelegt, welche Alexsejewsk heißt. Es ist dies die allergrößte Ansiedelungsortschaft im ganzen turkestanischen Gebiete, welche eine große Rolle in dem Besitze des Thales Kuschk für Rußland spielt, da sie nur wenige Werst von der afghanischen Grenze liegt. Der Posten von Kuschk hat nur eine militärische Bedeutung und ist bloß von Militärpersonen bewohnt. Hier liegt in Garnison das Reservebataillon Kuschk, eine Belagerungs-Artilleriecompagnie, eine Schotnija Kosaken und einige Militärbeamte. Auf dem Berge am Orte liegt eine Befestigung, in 4 Werst Entfernung der Grenze von Afghanistan, in deren Nähe sich gleichfalls ein afghanischer Posten befindet. — Herat liegt vom Posten Kuschk in 100 Werst Entfernung. Die neue Bahn, deren Wichtigkeit einleuchtet, giebt die Möglichkeit in jedem Augenblicke russische Truppen, selbst in sehr großer Zahl, aus Turkestan und dem Kantafas nach Afghanistan zu werfen, um in diesem bisherigen sogenannten Pufferstaat denselben Einfluß und dieselbe Macht zu entfalten, wie sie die Engländer in Indien ausüben. Die Bedeutung der Bahn in commercieller Hinsicht bleibt abzuwarten, ganz vollendet und entsprechend eingerichtet soll sie in drei Jahren werden.

Wissenschaftliche Expedition nach Kleinasien. Am 30. August 1897 ist eine wissenschaftliche Expedition, bestehend aus den Herren Hofrath Wendorf, Professor Niemann und Hauptmann Schindler, zur Forsetzung der Ausgrabungen nach Ephesus von Wien abgegangen.

Forschungen in Hinterindien. Im Süden der Route, welche Prinz Heinrich von Orleans auf seiner Reise von Tonking nach Assam verfolgte, liegt noch ein großes unerforschtes Gebiet, zu Ober-Burma gehörig, wo die Quellflüsse des Irawaddi zusammenströmen. Dorthin drang, wie wir dem „Globus“ entnehmen, zuerst im Februar 1897 der englische Lieutenant Eldred Pottinger vor, dem es auch gelang, eine Aufnahme des Nam Kha, des östlichen Quellenarmes des Irawaddi, zu machen. Weiterhin wanderte er durch das Land der Katschin, von wo er, östlich sich wendend, nach dem oberen Saluen vordringen wollte. Bei 26° 45' nördl. Br. erreichte er den letzten größeren Zufluß des Nam Kha im Lande der „schwarzen Maru“, einem Katschinstamme, dessen dunkle Färbung von einer dunklen Schmutzkruste herrührt. Nördlich vordringend konnte Pottinger seine Aufnahme mit der Route des Prinzen von Orleans verbinden, weitere Arbeiten wurden aber durch einen Ueberfall der schwarzen Maru verhindert, bei welchem mehrere von Pottinger's Leuten umkamen. In Gilmärschen erreichte er chinesisches Gebiet und langte am 19. Juni in Myittha an. Karten und Tagebücher wurden glücklich gerettet.

Schiffahrtscanal in Japan. In Japan hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche den Bau eines Canales zwischen dem Japanischen Meere und dem Großen Ocean quer durch die Insel Hondo plant. Dieser Canal soll vom Orte Tsuruga am Japanischen Meere ausgehen, von dort nach dem Biwasee ziehen und von dessen südlichem Ende den Lauf des Irtawa bemützen, um die Küste bei Ofata zu erreichen. Die Strecke von Tsuruga bis zum Biwasee soll nur 35 Kilometer, die Strecke vom See bis zur Küste 150 Kilometer lang werden. Bei einer Breite von 8,1 Meter soll der Canal so tief werden, daß er mindestens die Durchfahrt von Torpedobooten gestattet. In Ofata soll an der Mündung des Canales ein bedeutender Hafen angelegt werden. Die Kosten des Canales sind auf 11,6 Millionen Mark veranschlagt.

Afrika.

Der Untergang der Expedition Bottego. Am 15. August 1897 sind die beiden überlebenden Officiere der italienischen Expedition des Capitäns Vittorio Bottego nach dem Rudolf- und Stephaniese und nach Süd-Schwa, Marine-Unterlieutenant Lamberto Bannutelli und Infanterie-Unterlieutenant Carlo Citeri, in Neapel eingetroffen, nachdem sie vom Schauplatze der Katastrophe der Bottego'schen Expedition Regus Menelik II. nach seiner Hauptstadt Addi-Sebaba geschafft und in Begleitung des italienischen Friedensunterhändlers Majors Nerazzini an die Meeresküste entlassen hatte. Unter dem 25. Juni 1897 hatten die beiden Theilnehmer einen Bericht an die römische Geographische Gesellschaft gegeben, dessen Inhalt das tragische Geschick des Forschungsunternehmens in seiner vollen Größe erkennen läßt. Bannutelli und Citeri erzählen, Bottego sei von Lugh, dem italienischen Stations-

punkte am Juba, an den Rudolfsee gegangen und von dort gegen Norden gezogen, haben den Omofluß überschritten und Wallamo betreten (Juli 1896). In dieser von Negus Menelik II. 1895 eroberten Landschaft wurden die Italiener vom Sultan von Abba Djsfar und dem abessinischen Chef Ras Walda Georgis im August 1896 gegen Süden bis zum Rudolfsee zurückgeschlagen. Sie zogen an dessen westlichem, bisher noch unbetretenem gegenüberem Ufer gegen Süden bis 30° 8' nördl. Br. hinab, ohne Unterlaß reiche zoologische und mineralogische Sammlungen anlegend, die später das Mitglied der Expedition Dr. Maurizio Sacchi an die Küste des Indischen Oceans durch das Borana-Gallaland zu schaffen gedachte. Um diese Zeit hatte die Expedition eine wichtige geographische Errungenschaft zu verzeichnen: die Erforschung des Westufers des Rudolfsees und der nördlichen Nachbarschaft desselben, sowie die Feststellung der Thatfache, daß der Omostrom nicht in den Rudolfsee falle, wie man bisher vermuthen konnte. Die klimatischen Verhältnisse im Nordwesten des Rudolfsees, wohin die Expedition hatte zurückweichen müssen, zwangen Bottego, mit den abessinischen Autoritäten im Lega-Gallalande, also bereits im Stromgebiete der südwestlichen Zuflüsse des Weißen Nils (Jabus), in Fühlung zu treten, und zwar in der Landschaft Sajo, die dem Dschadischmatsch von Lega untersteht. Dieser Functionär vermochte aber Bottego's an ihn gerichteten Brief nicht zu lesen und überantwortete die Italiener einem seiner Gallabeamten zur Leitung nach seinem Sitze (8° 58' nördl. Br. unweit von Schuber's Gobo), wo die Expedition, von welcher sich Dr. Sacchi bereits getrennt hatte, am 14. März 1897 eintraf und gut empfangen wurde. In der Folge jedoch machten die Galla die schwarze Mannschaft Bottego's von ihrem Herrn abtrünnig, und schon am 17. März mußte Bottego zusehen, den unheimlichen Plag so rasch als möglich zu verlassen. Es entspann sich nun ein Kampf, in welchem die Italiener ungefähr 600 mit Hinterladern bewaffneten Galla-Abessinern gegenüber standen und in welchem Bottego tapfer kämpfend, von zwei Kugeln niedergestreckt, fiel, Citerri verwundet wurde. Die Ueberlebenden wendeten sich zur Flucht. Von 86 Mann waren 60 gefallen, die anderen nach und nach gefangen gesetzt worden. Am 6. Juni hatten sie bereits auf dem Transporte nach Abdi-Sebaba Schoa erreicht und waren am 22. Juni bereits bei Major Nerazzini und Negus Menelik II. eingetroffen. Das werthvolle Ergebnis des Zuges der Expedition vom Rudolfsee gegen Nordwesten bis in jene Landschaften, welche, vom Weißen Nil kommend, Carlo Biaggia, Romolo Gessi, Pelegrino Matteucci, Giovanni Beltramo und Juan Maria Schuber bereits betreten hatten, war die Lösung der Omofrage, d. i. die Feststellung, der Omo set der Oberlauf des Sobat, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Weißen Nils. Diese Frage hatte die wissenschaftliche Welt des letzten Decenniums in Athem gehalten, allein schon in den vierziger Jahren dieses Säculums hatte der Franzose Antoine d'Abbadie, der am 19. März dieses Jahres im Alter von 86 Jahren starb, vermuthet, daß der Omo zum Bahr-el-Abjad sich wende. Die Vernichtung dieser Expedition vervollständigt die schreckliche Trias der in einem Decennium in den Staub gesunkenen großen wissenschaftlichen Expeditionen Italiens (Porro-Harrar, Cecchi-Benadir, Bottego-Galla). In Italien hat sich ein Comité gebildet, um Vittorio Bottego in Parma ein Denkmal zu setzen.

Dr. Oskar Baumann. Der berühmte Afrikareisende Dr. Oskar Baumann, gegenwärtig k. u. k. österr.-ung. Consul in Sansibar, welcher auf kurze Zeit nach Europa zurückgekehrt ist und in Salzburg bei seinen Eltern weilte, ist daselbst an Malaria erkrankt und wurde zur Heilung nach Wien überführt.

Telegraph in Abessinien. Frankreich, welches einen neuen Allianzvertrag mit Abessinien schloß, leate für den König Menelik einen Telegraphen von Harar nach Entoto (Abdi Abeba) und von da nach Dschibuti.

Amerika.

Groß-New-York. Wie wir der „Geographischen Zeitschrift“ entnehmen, wird die Verschmelzung der Städte New-York, Brooklyn, Richmond, Flushing, Jamaica, Long Island City, Newton, East- und West-Chester u. s. w. zu Groß-New-York, nachdem die zuständigen gesetzlichen Behörden ihre Einwilligung jetzt gegeben haben, am 1. Januar 1898 stattfinden. Diese Großstadt wird dann in fünf Bezirke: Manhattan, Bronx, Queens, Brooklyn und Richmond zerlegt. An der Spitze steht ein auf vier Jahre gewählter Bürgermeister. Die neue Großstadt wird am 1. Januar 1898 voraussichtlich 3,100,000 Einwohner zählen. Das ganze Stadtgebiet umfaßt 930 Quadratkilometer.

Eisenbahn von Kansas City zum Golf von Mexico. In der Union ist vor kurzem eine neue Bahn, die Kansas City, Pittsburg und Golf-Eisenbahn, eröffnet worden, welche von Kansas City direct nach Süden über Pittsburg, Joplin, Sunell, Porteau, Mena, Horatio, Tegarkana, Shreveport, dann südwestlich nach Beaumont und südöstlich nach Port

Arthur am Golf läuft und eine kurze Zweigbahn nach Lake Charles entsendet. Diese Bahnlinie ist nicht nur für die Verbindung zwischen dem Norden und Süden der Union, sondern auch für den Weltverkehr von Wichtigkeit.

Salesianermönche in Chile. Aus Concepcion in Chile wird mitgetheilt, daß die dortigen Salesianermönche, die auch eine Missionsstation im Feuerlande unterhalten, mit einem Fehlbetrage von 180.000 Dollars (720.000 Mark) Bankrott gemacht haben. Der größte Theil ihrer Gläubiger sollen kleine Leute sein. (y)

Australien.

Ueberfall auf eine deutsche Vermessungs-Expedition. Das in den australischen Gewässern stationirte deutsche Vermessungsschiff „Möwe“ hatte am 12. April 1897 auf der Insel My eine kleine Abtheilung unter Lieutenant von Nestorff an Land gesetzt, um Vermessungen vorzunehmen. Dieselbe wurde von 80 Eingeborenen überfallen und mit Pfeilen beschossen, wobei vier Mann Verwundungen erhielten. Zur Bestrafung landete am nächsten Tage ein stärkeres Detachement, welches, da die Eingeborenen geflüchtet waren, 96 Boote, darunter acht große Kriegscanoes, zerstörte und die Dörfer im Busche einäscherte. Gr.

Australische Expedition für Korallentiefbohrungen. Nachdem die im vorigen Jahre von Professor Dr. Sollas auf den Elliceinseln unternommenen Korallentiefbohrungen mißlungen waren, ist jetzt für denselben Zweck von Sydney aus eine Expedition unter Führung der beiden Ingenieure Mr. B. Poole und Mr. Woolnough dahin abgegangen. Die Regierung der Colonie Neu-Süd-Wales lieferte die Bohraparate und die nöthigen Arbeiter und Miß Walker schenkte 500 Pfund Sterling. Gr.

Britische Besitzergreifung im Süden der Salomonsgruppe. Die kleinen Inseln Stewart oder Hogan, Kennell, Bellona und andere im Süden der Salomonsgruppe, welche in der mit Deutschland abgeschlossenen Protectoratsabtheilung nicht miteingeschlossen waren, wurden jetzt von dem Commandanten des Kriegsschiffes „Ballaroo“ für die britische Krone in Besitz genommen. Stewart Island liegt unter 8° 24' südl. Br. und 163° 2' östl. L. v. Gr., Kennell unter 11° 51' südl. Br. und 160° 42' östl. L. v. Gr. und Bellona ein wenig weiter südlich. Die Inseln haben keinen commerciellen Werth, können aber wohl später als Kohlenstation für die britische Flotte von besonderem Nutzen sein. Gr.

Verbot der japanischen Einwanderung in Australien. Wie es auf Hawaii geschah, so haben jetzt auch die australischen Colonien, insbesondere West-Australien und Queensland, die fernere Einwanderung von Japanern verboten. Ein Protest der Regierung von Japan dagegen hatte keinen Erfolg. Gr.

Polargegenden und Ozeane.

Die Jackson'sche Polar-Expedition. Diese Expedition soll, wie aus Christiania berichtet wird, nach einem dreijährigen Aufenthalte Franz Josephs-Land verlassen haben und sich auf der Heimreise befinden. Es würde damit ein Unternehmen zum Abschlusse gelangt sein, auf dessen wissenschaftliche Ergebnisse man sehr gespannt sein darf. Die Expedition ist mit einem Kostenaufwande von mehr als einer halben Million Mark von einem reichen Engländer, Mr. Harnsworth, ausgerüstet worden und steht unter der Leitung Frederik Jackson's, der die arktischen Gebiete wiederholt besucht hat. Im Juli 1894 fuhr die „Windward“ mit der Expedition von England ab und traf am 7. September bei Cap Grant ein. Da der Eisschiffen, der vor 17 Jahren der Expedition Leigh Smith Schutz bot, bereits mit Eis bedeckt war, richtete die „Windward“ ihren Kurs nach Osten und zwang sich durch dichtes Packeis bis zum Cap Flora durch, wo das Hauptanratter aufgeschlagen wurde. Im Juni 1896 ging dann die „Windward“ abermals nach Franz Josephs-Land, von wo die Mitglieder der Expedition am 13. August 1896 mit Ranzen und Johansen nach Wardö zurückkehrten. Seit der Entdeckung des Franz Josephs-Landes durch die zweite österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition unter Payer und Weyprecht am 30. August 1873 ist nur eine holländische Expedition (1879) und der Engländer Leigh Smith (1880) dort gewesen.

Ein neuer Seeweg im sibirischen Meere. Aus St. Petersburg wurde am 18. August 1897 gemeldet, daß der Forschungsreisende Rossilew vom Karischen Meere in Tjumen angekommen sei. Derselbe fand einen directen Wasserweg von Sibirien nach Europa, welcher den früheren Weg wesentlich abkürzt und von Eis frei ist. Rossilew untersuchte ferner die bisher unerforschte Samojeden-Halbinsel Talmal. Mit dem in der Depesche erwähnten früheren Weg ist offenbar jener gemeint, den im Jahre 1878 Nordenskiöld befuhr, wodurch er das Problem der nordöstlichen Durchfahrt löste.

Belgische Südpol-Expedition. Aus Antwerpen wurde am 17. August 1897 gemeldet, daß der Dampfer „Belgica“ mit der belgischen Südpol-Expedition an Bord unter dem Commando de Verclach's in See gegangen sei.

Geographische und verwandte Vereine.

69. **Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.** Auf der Tagesordnung der am 20. bis 25. September 1897 in Braunschweig stattfindenden 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte stehen zahlreiche in das Fach der Geographie fallende Vorträge. In der zweiten allgemeinen Sitzung wird Dr. Hermann Meyer aus Leipzig über seine Reisen im Quellgebiete des Schingu, Landschafts- und Volksbilder aus Centralbrasilien, sprechen. Vorträge in der zweiten Abtheilung für Geodäsie und Kartographie halten Paul Kahle aus Braunschweig über Hilfsmittel und Methoden für topographische Aufnahmen im Hochgebirge und Theodor Scheinpflug aus Wien über die Verwendung des Skioptikons zur Herstellung von Karten und Plänen aus Photographien. In der dritten Abtheilung für Physik und Meteorologie wird Eduard Dolezal aus Wien über photographische Wolkenmessungen aus einem Standpunkte sprechen, in der 11. Abtheilung für Mineralogie und Geologie Karl Schenius aus Marburg über Barrenwirkungen. Für die 12. Abtheilung für Geographie sind Vorträge von W. Halbfaß in Neuhaldensleben über Erforschung der norddeutschen Seen, von Richard Lehmann aus Münster i. W. über Nansen's Methode der Polarforschung und von Hans Meyer in Leipzig über die centralafrikanischen Hochgebirge, namentlich hinsichtlich ihrer Vergletscherung, angemeldet. In der 13. Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie werden Emil Schmidt aus Leipzig über die Urbewohner der Nilgiris und L. Wilfer aus Karlsruhe i. B. über Menschenaffen und Weltgeschichte sprechen.

Deutscher Anthropologen-Congreß. Der zu Lübeck abgehaltene Deutsche Anthropologencongreß wurde am 3. August 1897 von Professor Dr. Rudolf Virchow mit einer Ansprache eröffnet, in welcher er darauf hinwies, daß der anthropologisch-prähistorischen Forschung neben anderen ihr zur Lösung vorliegenden Problemen die Aufgabe zuertheilt sei, solche Fragen, welche die Geschichtsforschung zu beantworten nicht imstande ist, ihrer Lösung entgegenzuführen. Dr. F. v. Andrian-Werburg aus Wien hielt einen Vortrag über die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker. Der schwedische Reichsantiquar S. Hildebrandt aus Stockholm sprach über die Altstümpfer der Insel Oeland. Als letzter Redner erörterte Dr. Gabn aus Berlin die Frage: Wie setzt sich der Bestand unserer heutigen Culturgewächse zusammen?

Italienischer Alpinisten-Congreß. Am 6. bis 11. September 1897 fand in Bergamo der 29. Congreß italienischer Alpinisten statt.

Vom Büchertisch.

Die Türken in Europa. Von James Baker. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung: „Die orientalische Frage als Culturfrage“ von Hermann Bamberger und historisch-ethnographischen Anmerkungen herausgegeben von Karl Emil Franzos. Zweite Auflage. Stuttgart 1879. Verlag von Levy und Müller. (XLIII, 394 S.) 9 Mark, gebunden 10 Mark 20 Pf.

J. Baker's Buch über die Türken in Europa ist zuerst 1877 erschienen, eben als Rußland der Pforte ganz unerwartet den Krieg erklärt hatte, damals sehr zeitgemäß. Jetzt aber, da die öffentliche Aufmerksamkeit unseres Erdtheiles wieder in erhöhtem Maße der Türkei zugewendet ist, zeigt es sich, daß das seinerzeit so gerühmte Werk nach zwei Jahrzehnten keineswegs veraltet ist. Denn der Verfasser, welcher drei Jahre im Lande gelebt und daselbe nach allen Richtungen durchquert hatte, um sich schließlich dort für die Dauer niederzulassen, beleuchtet nicht nur die politischen, ethnographischen, socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, so viel er von ihnen persönlich kennen gelernt, sondern er sucht auch die Mittel und Wege für die Sanirung dieser Verhältnisse aufzuweisen. Da nun die Türkei seit dem letzten Kriege mit Rußland die Bahn wirklicher und ausgiebiger Reformen noch immer nicht betreten hat und das ihr wohlwollende Werk Baker's unbeachtet ließ, so stellt daselbe eigentlich die Verhältnisse der Gegenwart dar, und es wird die Lesewelt von heute aus diesem Buche ebenso ein richtiges, der Wahrheit entsprechendes Bild von den Zuständen in der europäischen Türkei gewinnen, wie die Leser des Buches vor 20 Jahren.

Karte der Schweizer Alpen in zwei Blättern (westliches und östliches Blatt) im Maßstab 1:250.000 gezeichnet von Hans Ravenstein. Frankfurt a. M. Verlag der geographischen Anstalt von L. Ravenstein. Jedes Blatt unaufgezogen 5 Mark, aufgezogen 6 Mark.

In gleichem Maßstabe und in gleicher Ausführung wie L. Ravenstein's mit Recht geschätzte Karte der Ostalpen in 9 Blättern ist jetzt eine Karte der Schweizer Alpen in 2 Blättern erschienen, welche den bekannten Bergsteiger Hans Ravenstein zum Verfasser hat. Auf Grund des berühmten Siegfriedatlas der Schweiz und für die anschließenden französischen, italienischen und österreichischen Gebiete mit sorgfältiger Benützung des neuesten Quellenmaterials, sowie mit Verwerthung einer großen Zahl von directen Mittheilungen ist die Karte so gewissenhaft bearbeitet und so reich an Inhalt, daß sie nicht dem Touristen und Reisenden allein, sondern auch dem wissenschaftlichen Geographen von hohem Werthe sein muß. Die Grenze zwischen dem westlichen und östlichen Blatt bezeichnet der St. Gotthardpaß. Die Höhenstufen sind von 250 zu 250 Meter eingetragen und je höher desto dunkler in Braun abgetönt, wodurch ein ungemein plastisches Bild der Einzelgruppen erreicht wird, umso mehr als die Ebenen und Thalweitungen grün colorirt sind. Daneben aber fehlen zahlreiche Höhenangaben nicht. Die Karte der Schweizer Alpen ergänzt die so vorzügliche Karte der Ostalpen in erwünschter Weise; hoffen wir, daß die geographische Anstalt von L. Ravenstein sich noch dazu entschließt, eine gleiche Karte des südwestlichen Alpengebietes herauszugeben, so daß wir dann eine einheitliche Karte der gesamten Alpen besitzen.

C. Debes' Schulwandkarte von Nord-Amerika. Im Auftrage an des Herausgebers Schulatlanten bearbeitet. Maßstab 1:5.500.000. 6 Blatt. Leipzig, Verlag von S. Wagner und C. Debes. Roh, geheftet 10 Mark, aufgezogen an Stäben 18 Mark.

In gleicher Absicht und in gleicher Ausführung, wie die von uns bereits angezeigten Schulwandkarten von Asien und Afrika (vgl. „Mundschau“ XIX, S. 431), ist die vorliegende Schulwandkarte von Nord-Amerika bearbeitet. Das aus 6 Blättern sich zusammensetzende, sehr gefällige und präcis bearbeitete Kartenbild ist 174 Centimeter hoch und 150 Centimeter breit. Zwei Nebenkarten stellen die politischen Verhältnisse im Maßstabe 1:20.000.000 und Deutschland (d. i. das Deutsche Reich) im Maßstabe der Hauptkarte zum Vergleiche dar. Auch diese Wandkarte ist für den Unterricht vorzüglich geeignet. Demnächst soll auch eine derartige Schulwandkarte von Süd-Amerika erscheinen.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Sernalmystik der Vergangenheit. Von Maximilian Ferdinand. Mit Bildern von Fidus. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

J Nomi Locali e l'elemento slavo in Friuli del prof. Francesco Musoni. Firenze 1897. Tipografia M. Ricci.

Transvaal. Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart in zwei Bänden von Gregor Samarow. Berlin 1897. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 7 Mark, elegant gebunden 8 Mark.

Studien zur Zoogeographie. Von Dr. W. Kobelet. Die Mollusken der paläarktischen Region. Wiesbaden 1897. C. W. Kreidel's Verlag, 8 Mark.

Heimatkunde des Herzogthums Steiermark von weil. Dr. Karl Hirsch. Zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsaufstalten und für Volksschullehrer. Umgearbeitet und in zweiter Auflage herausgegeben von Ferdinand Zajta. Wien 1896. Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. 1 fl., gebunden 1 fl. 20 kr.

Schulgeographie für höhere Lehranstalten. Von Dr. Paul Thomajeky. Mit 22 Figuren im Text. Unterstufe. Leipzig 1897. Verlag der Ditt'schen Buchhandlung. Cart. 80 Pf.

Artaria's Eisenbahn- und Post-Communicationskarte von Oesterreich-Ungarn. 1897. Mit Stationsverzeichnis. Wien. Verlag von Artaria & Co. 1 fl.

Schluß der Redaction: 19. September 1897.

Herausgeber: **A. Hartleben's Verlag** in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: **Eugen Marx** in Wien.

R. u. k. Hofbuchdruckerei **Carl Fromme** in Wien.

180 Westl. v. Greenwich 160 140 120 100 80 60 40 20 0 20 40 60 80 100 120 140 160 Ostl. v. Greenwich 180



KOLONIAL- & WELTVERKEHRSKARTE

Äquatorialer Maßstab 1 : 85,000,000.

Kolonialbesitz der europäischen Staaten:

- Deutscher Besitz
- Britischer Besitz
- Französischer Besitz
- Spanischer Besitz
- Portugiesischer Besitz
- Niederländischer Besitz
- Dänischer Besitz
- Italiänerischer Besitz
- Russischer Besitz

(Von Ost nach West) Nicht offizieller Besitz der Vereinigten Staaten v. Amerika.

Waldschnee. (in Meere Subtropen.)

Dampfschiffahrtslinien unter:

- Deutsche Flagge
- Britische Flagge
- Französische Flagge
- Österreichische Flagge
- Ungarische Flagge
- Belgische Flagge
- Niederländische Flagge
- Spanische Flagge
- Portugiesische Flagge
- Dänische Flagge
- Türk. (Kypriatische) Flagge
- Chinesische Flagge

Ende der Passatwindstärken. Driftbewegung.

A. Hartleben's Verlag.